Polem.
3035
(25

Ueber die Verbesserung des geistlichen Standes im protestantischen Theile des Cantons Bern.

Bern, 1824.
Bey Chr. Albr. Jenni, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Die Dinge gehen nicht durch dasjenige zu Grunde, was
„gegen sie geschieht, sondern durch das, was für sie nicht
„geschieht."

Bretschneider.

Der hochgelehrte und hochehrwürdige Plank sagt über den geistlichen Stand in seiner neuesten Schrift *):

„Seit dem ich mir meines geistigen Lebens bewußt „bin, hat für mich der Beruf des christlichen Religions„lehrers und besonders der Beruf des Landpredigers die „höchste Würde, und zugleich nach mehrern andern Be„ziehungen so viel Anziehendes gehabt, daß er eine ge„raume Zeit hindurch das Ziel meines Strebens und mei„ner Wünsche wurde. Und jetzt (nach vierzig Jahren „in der wissenschaftlichen Laufbahn) bin ich fester und „lebhafter als jemals überzeugt, daß es keinen Stand „und keinen Beruf giebt, in welchem für das zeitliche „und ewige Heil unsrer Mitmenschen, für das Wohl des „Ganzen und für das Wohl des Einzelnen, für Staats„und für häusliches Familienglück so viel dauernd Gutes „gewirkt, und zwar freylich dem Scheine nach nur im „Kleinen, im Stillen und im Verborgenen, aber doch „unmittelbar gewirkt werden kann, als in dem Stande

*) Plank, das erste Amtsjahr des Pfarrers zu S.... Göttingen 1823, in der Vorrede.

„des christlichen Volkslehrers, und ganz besonders in „dem Verhältnisse des Landpredigers. Aber durch die „Ereignisse, die wir in den letzten dreyßig Jahren erlebt, „und durch die Wirkungen, welche sie bey der Mehrheit „unsers Volkes zurückgelassen haben, ist es mir zugleich „gewiß geworden, daß dasjenige, was jetzt dringendstes „Zeitbedürfniß, und überall unter uns am meisten Noth „ist, nur durch unsere christlichen Volkslehrer bewirkt, „oder doch am gewissesten durch sie bewirkt werden kann. — „Auf den Geist unsers Volkes muß gewirkt werden, wenn „ein Zustand von fester Ruhe und Ordnung, von all„gemeiner und Privatzufriedenheit nach den Stürmen „dieser letzten Jahre auf das Neue unter uns begründet „werden soll. Dabey können und müssen seine nächsten „Lehrer das Meiste thun; wenigstens kann man sicher „voraussagen, daß alle Maaßregeln, die man sonst dazu „eingeleitet hat, oder noch einleiten mag, ohne die Mit„wirkung von diesen keinen dauernden, manche darunter „gar keinen, und manche wohl gar einen dem abgezweck„ten ganz entgegengesetzten Erfolg haben werden.... „Läßt es sich aber verbergen, daß von einem Theil unsrer „christlichen Volkslehrer sich hier gar keine Hülfe erwar„ten läßt, und zwar deßwegen keine erwarten läßt, weil „sie eben so wenig Gefühl für, als Fähigkeit und Ver„mögen zu dem großen Geschäft haben, das durch sie „ausgerichtet werden soll.... Die Verachtung, in

„welche dadurch der ganze Stand schon hin und wieder „gesunken ist, und die jetzt auch dem würdigen Prediger „seine Berufsthätigkeit so oft erschwert, ist zwar aller„dings nicht davon allein ausgeflossen. Sie hängt mit „dem ganzen Zeit-Sinn nur allzu innig und von allzu „vielen Seiten zusammen. Sie hängt auch mit gewissen „Beziehungen unsrer conventionellen Gesellschaftsverhält„nisse, und selbst vielleicht mit einigen Einrichtungen „unsrer bürgerlichen und unsrer kirchlichen Gesellschafts„verfassung zusammen. Sie entspringt zugleich aus an„dern Ursachen, zu deren Wegräumung die mehrfache „Dazwischenkunft eines fremden guten Willens, und ei„ner äußern helfenden Hand erfordert wird. Aber dieß „ist gewiß, daß Alles, was von außen her geschehen „könnte, und selbst Alles, was von oben herab geschehen „könnte, um den Stand unsrer christlichen Volkslehrer zu „heben, und ihnen freyern Raum zum Wirken zu ver„schaffen, keinen Erfolg haben kann, wenn nicht unter „ihnen selbst zuerst der bessere Geist lebendig wird, der sie „allein zu dem Wirken in ihrem Berufe kräftig genug „drängen, und durch den Drang selbst am gewissesten „fähig machen kann. Und dieß ist noch gewisser, daß „durch diesen bessern Geist allein des Guten und dauernd „Guten in ihrem Kreise unendlich viel gewirkt werden „kann, wenn auch sonst nichts von außen her und nichts „von oben her dafür gethan wird.“

Ob nun bey uns, unter den Predigern, etwas von diesem bessern Geist schon lebendig geworden sey, oder doch lebendig zu werden angefangen habe, dieß ist nicht an ihnen selbst zu beurtheilen; aber das dürfen sie sagen, wie erfreulich es für sie ist, zu sehen, daß auch die äußere helfende Hand sich naht, und auch von oben her, was erfordert wird, dafür gethan werden soll. Es ist eines der schönern Zeichen unsrer Zeit, daß sich die Blicke der Regierung von selbst auf diesen Gegenstand richten, und daß sie sich so ernstlich mit der Frage beschäftigt, wie der geistliche Stand mehr gehoben werden könnte. Hat man aber noch nicht gleich darüber einig werden können, was hiezu erforderlich sey, und was hiefür gethan werden sollte; so wird dieß Keinen verwundern, der die Schwierigkeit der Frage bedenkt, und der es fühlt, daß sie, auch um ihrer Wichtigkeit willen, nicht mit genug Umsicht und Vorbedacht untersucht werden kann.

Haben sich aber die Glieder der Regierung, haben sich die Weltlichen so eifrig damit beschäftigt, wie hätten denn die Geistlichen müssig bleiben können? Wen ging die Frage näher an, als sie? Und mußten sie sich nicht gedrungen fühlen, auch ihrerseits derselben ihr Nachdenken zu widmen? — Wenn es daher auch einige von ihnen wagen, ihre Gedanken darüber dem Publikum vorzulegen, so wird man dieß sicher weder befrem-

dend noch unbescheiden finden. Sie thun es nicht in der Meinung, die Sache dadurch zu entscheiden, sondern nur in der Absicht, sie noch vielfacher, und vielleicht von einer neuen Seite zu beleuchten. Es kommt Alles darauf an, daß das Wichtige auch recht mit Wichtigkeit behandelt werde, und da versagt man ja Keinem das Gehör, wenn man nur sieht, daß er es treu und redlich meint.

Daß die zwey Abhandlungen, die das Ganze dieser Gedanken ausmachen, nicht den nämlichen Verfasser haben, zeigt schon der Reichthum von Erfahrungen, welcher die erstere vor der letztern auszeichnet. Sie reihen sich aber so brüderlich aneinander, und stimmen so gut überein, daß Niemand ihre Zusammenstellung mißbilligen wird. Und so bleibt dem Herausgeber derselben nur noch die einzige Bemerkung zu machen übrig, daß er zu der Erklärung befugt ist, es seyen die hier aufgestellten Ansichten und Wünsche nicht nur die der Verfasser, sondern auch die sehr vieler, und wahrscheinlich der Mehrzahl ihrer Brüder.

Hinweisung auf einige wichtige Schriften, die sich noch weiter über diese Gegenstände verbreiten:

Bretschneider, über die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Gotha 1820.

Schuderoff, Grundzüge zur evangelisch-protestantischen Kirchenverfassung. Leipzig 1817.

Köthe, Schutzschrift für die evang. Kirche. Leipzig 1820.

Heydenreich, Beleuchtung wichtiger Anforderungen meiner Zeitgenossen an die Lehrer der Religion. 1821.

Hüffell, über das Wesen und den Beruf des evangelischen Geistlichen, 2 Thle. Giessen 1822 und 1823.

Hüffell, der Staat, die Kirche und die Volksschule in ihrer innern und äußern Einheit. Darmstadt 1823.

Erneuerte Predikanten-Ordnung, Kirchenraths-Reglement und Synodal-Ordnung des Cantons Zürich. 1803.

Prediger-Ordnung und Verfassung der evangelischen Kirche des Cantons St. Gallen. 1805.

Verhandlungen der westphälischen Provinzial-Synode über Kirchenverfassung und Kirchenordnung. Essen 1820.

Evangelische Kirchenvereinigung im Großherzogthum Baden, mit der Kirchenordnung und Kirchenverfassung. Heidelberg 1821.

Fuchs, die General-Synode des Consistorial-Bezirks Ansbach im Jahr 1823. Nürnberg 1823.

I.

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des geistlichen Standes;

mit besonderer Hinsicht auf den Mangel an Concurrenz zu demselben.

Iliacos intra muros peccatur et extra. *Hor.*

Concurrenz, — das heißt eine Anzahl von Bewerbern, die es möglich machen würde, zu wichtigen Aemtern immer die fähigsten und würdigsten Subjekte zu wählen, wäre vor Allen dem Stande zu wünschen, zu welchem sein Oberhaupt einst sprach: Ihr seyd das Salz der Erde.

Allmählig beginnt man freylich einzusehen, daß das höchste Wohl jedes Einzelnen, auch der Mächtigsten im Staate, vom gemeinen Wohl abhängt, und dieses wieder von der höchst möglichen Summe wohl vereinigter, vorzüglich der moralischen Kräfte der Gesammtheit; daß folglich der, welcher berufen ist, diese Kräfte anzuregen, sie auszubilden und ihre beste Anwendung zu lehren, eine

Hauptrolle in der menschlichen Gesellschaft spielt. Es war eine Zeit, wo man glaubte, die Religion und ihre Diener können von den Geschäften dieses Lebens entweder ganz ausgeschlossen, oder gar bey denselben zu eigennützigen, unsittlichen Zwecken mißbraucht werden. Die Zeit muß kommen, da man die Religion allgemeiner als das Höchste, nicht als Mittel, sondern als Zweck, und alles Uebrige als Mittel zu diesem Zweck anerkennt.

Mit den Einsichten unsers Zeitalters von dem Werth der Religion und dem Einfluß ihrer Diener auf das gemeine Wohl, steigen natürlich auch die Forderungen, die man an diese letztern macht. Wie kommt es, fragt man, daß ein Geschäft von so hoher Wichtigkeit und Bedeutung nicht mit mehr Thätigkeit, Eifer und Amtstreue, und daher auch nicht mit besserm Erfolge betrieben wird? Die ersten Jünger unsers Herrn, heißt es, gaben sich so ganz seinem Dienste hin, und machten nicht die geringsten Ansprüche auf andern Lebensgenuß, als den, welchen ihnen ein gesegneter Erfolg ihrer unermüdeten Anstrengungen verschaffte; ja noch zahllose Nachfolger derselben opferten mit Freuden ihr Leben und ganzes zeitliches Glück dem Bekenntniß und der Ausbreitung ihrer Lehre auf, zum Beweis von der Seligkeit, die sie darin schon fanden, im Dienste Christi die wohlthätigsten Werkzeuge zum Heil ihrer Brüder zu seyn. Wie ganz anders in unsern Tagen!

Wohl könnte man hierauf mit Salomo antworten: „Sprich nicht, was ist es, daß die vorigen „Tage besser waren, dann diese; denn du fra„gest hievon nicht aus Weisheit.“ Pred. Sal. 7,

10. — Bey dem damaligen Zustand der Welt hielt es die ewige Weisheit für nöthig, in einigen ihrer Werkzeuge eine Geisteserhebung zu bewirken, die man auch heutigen Tages bey Missionarien unter den Heiden nicht wohl verkennen kann; so wie ihnen überdieß der Name: „Bote Gottes, Verkündiger des Evangeliums“ auch mit mehrerm Recht gebührt, als Predigern in christlichen Staaten, welche doch nur getaufte und in der Schule schon vom Christenthum belehrte Menschen vor sich haben. Aber im Kirchlichen, wie im Bürgerlichen macht uns die wohlthätige Einrichtung unsrer Natur, daß uns von der Vergangenheit meist nur angenehme Eindrücke bleiben, gewöhnlich undankbar gegen die göttliche Vorsehung, welche aus dem hinter uns liegenden Mittelmäßigen oder Schlechten stets Besseres hervorgehen läßt. Christus selbst machte ja sein Zeitalter nichts weniger als zu einem paradiesischen, und die Briefe Pauli belehren uns, wie wenig die ersten Christengemeinen fleckenlos waren. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und umgekehrt. Die größte Noth und Verderbniß bringt viel eher Männer von Kraft und außerordentlicher Energie des Geistes hervor, als Tage des Friedens und ruhiger Fortschritte der Gesittung und des Wohlstands.

Seit dem Uebertritt Constantins und seiner Nachfolger zum Christenthum, sind die Fürsten auch Häupter der Kirchen ihrer Staaten, und dagegen die Prediger oder Diener der Religion Staatsbeamte geworden. Es darf also nicht von ihnen gefordert werden, daß sie, durch die Kraft ihres Wortes, alles auf dem großen — nicht von ihnen ausschließlich bearbeiteten — Acker emporschiessende Unkraut in guten Waizen sollen verwandeln können; so

wenig, als es den Priestern der Themis je gelingen wird, durch die Macht ihrer Schwerter zu verhindern, daß in ihrem Bereiche Niemandem Unrecht geschehe. Gleichwohl liegt in der Vereinigung des Staats mit der Kirche der edle Keim der glücklichsten gesellschaftlichen Verfassung. Und wenn die aus dem Senfkorn uns verheissene Pflanze, die doch freylich erst wachsen und sich ausbreiten soll, ehe man von ihr Blüthen und Früchte fordern kann, sich noch nicht so weit entwickelt hat, daß man das Reich Gottes unter den Menschen mehr als nur ahnden könnte: so mag wirklich des Fehlers viel, lasset es uns frey gestehen, schon am Personale des Predigerstandes liegen; es müssen aber, diese Gerechtigkeit lasse man uns auch wiederfahren, eben sowohl äußere, von uns ganz unabhängige, Umstände daran Schuld seyn.

Wir wollen mit uns selber den Anfang machen. Daß unsre Kirchen zu wenig besucht, unsre Vorträge nicht immer mit gebührender Aufmerksamkeit angehört, unsre Lehren und Ermahnungen nicht, wie sie sollten, beachtet und befolgt werden; daß ein großer Theil des Volks noch so roh und unwissend ist; daß unser Stand im Ganzen so wenig Achtung, Liebe und Zutrauen genießt: davon mag ein guter Theil der Schuld auf uns und unsern in Gott ruhenden Vorfahren liegen. Doch ist es offenbar, daß dieser Mangel an Achtung und Liebe nicht unsre Personen im Einzelnen, sondern mehr den Stand im Ganzen trifft, und daß wir uns jene gewöhnlich erwerben, wo wir eine Zeit lang im Amte gestanden, und das allgemeine Vorurtheil überwunden haben. Wir geben zu, unsre Personen, unsre Vorträge und unsre Amtsführung entsprechen nicht den Vorstellungen, die man sich heut zu Tage

von einem würdigen Prediger aus jenen Idealen macht, welche die jetzt so ausgebreitete Litteratur entweder in der Wirklichkeit, doch kaum Einen von Tausenden, oder gar nur in ästhetischen Kunstwerken darstellt. Aber ist es denn billig von uns, die aus Mangel an bessern Subjekten in unsern Stand gewählt worden, bey unsern beschränkten Anlagen, dennoch zu fordern, daß wir in einem Beruf, der so ausgezeichnete Eigenschaften erheischt, alle als musterhafte, tadellose Männer erscheinen sollen? Und das müßten wir doch seyn, um in einem, gegen alle Unarten der menschlichen Natur anzukämpfen bestimmten, Amte der Mißgunst oder Rachgier keine schwache Seite bloß zu geben. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen seyn. Und wenn es sich denken ließe, daß man einen desto höhern Grad von Vollkommenheit wirklich erreichen werde, je mehr die Stelle, auf der man steht, diesen höhern Grad erfordert; womit würde sich denn ein Vater entschuldigen können, der nicht auch das Unmögliche möglich zu machen suchte, um seinen Sohn zu einer solchen Stelle zu erheben?

Es ist keine übertriebene Bescheidenheit, wenn wir freymüthig gestehen, unser Stand sey, im Ganzen genommen, nicht mit Subjekten von angebornen, ganz ausgezeichneten Anlagen besetzt, indem solche theils schon in der ersten Jugend von ihren Eltern zu etwas Anderem bestimmt werden, theils — wenn man sie auch die theologische Laufbahn betreten läßt — dieselbe doch späterhin verlassen, um Brod, Glück, Einfluß und Ehre lieber auf einem andern Wege zu suchen. Die häufige Aeußerung, auch von für wohl unterrichtet zu haltenden Personen:

„der Predigerstand sey doch immer einer der wichtigsten „und schönsten im Staate, und seine Lage sey auch in „Hinsicht auf äußere Vortheile, Achtung, Ruhe, Si„cherheit und Mittel zum Lebensgenuß fast die beneidens„wertheste und glücklichste von allen," steht hiemit in offenbarem Widerspruch mit der Ansicht, sowohl der Eltern, die ihre Söhne, auch bey den erforderlichen Fähigkeiten, doch zu einer andern Lebensart bestimmen, als auch der Jünglinge, die, früher dazu bestimmt, sich aus eigener Wahl wieder zu einer andern wenden. Der bemittelte Landwann erzieht wohl alle seine Söhne zu seinem eigenen Berufe; der Handwerks- und der Handelsmann die meisten, oder er erzieht sie zur Feder, zu Staatsbedienungen u. dgl. In höhern Classen fühlt man jetzt, daß wer als Prediger Achtung verdienen, und ohne gar zu erschöpfende Arbeit bey treuer Pflichterfüllung seines Lebens genießen will, hiezu Talente, Kenntnisse und Fertigkeiten mitbringen muß, mit denen er sich in einem andern Stande eben so beträchtliche oder noch größere zeitliche Vortheile erwerben kann. Und weil man für den Knaben das Letztere erwählt, oder ihm alle die Aufopferungen und den eisernen Fleiß nicht zumuthen will, die jenes erfordert; so wird auch mit der Blüthe unsrer Jugend nicht mehr, wie ehedem, wenigstens der Versuch gemacht, wer von ihnen es doch so weit bringen könne, sich die Wahl für den Predigerstand offen zu behalten, und dann erst später allfällig sich andern Geschäften zu widmen, bey denen doch alles bisher Erlernte, selbst die todten Sprachen, nicht nur nichts schaden, sondern vielmehr als Uebung des Fleißes und Denkens immer von großem Nutzen seyn müßte; was Beyspiele genug selbst unter unsern Landesvätern beweisen könnten. Von den

Wenigen aber, für welche ihre Väter den Predigerstand, als ihren Anlagen und Umständen angemessen, erwählt hatten, müssen nicht allein Manche, und sollten wohl noch Mehrere wegen schlecht bestandenen Prüfungen oder aus andern Gründen weggewiesen werden; Viele noch — und möchten es nur nicht die Fähigsten seyn! — ziehen bald einen andern Weg zur Erreichung des Zieles eines frühern oder reichern Broderwerbs oder andern Lebensgenusses vor; was denn freylich dieser oder jener hernach wieder schmerzlich bereut.

Es ist also unstreitig, daß die Vorzüge und Genüsse, um welche man den Prediger hier und da beneidet, sowohl nach dem Urtheil der Väter, wenn sie für ihre Söhne wählen, als dieser letztern, wenn sie selbst noch wählen können, nicht immer als hinlänglicher Ersatz für alle die Opfer anerkannt werden, die in der Blüthe der Jahre gebracht werden müssen, um bey reiferm Alter die Früchte davon in einer freudigen Erfüllung seiner Amtspflichten und im gesegneten Erfolg derselben zu genießen.*)

*) Die alte Frugalität und Einfachheit der Haushaltungen ist vorbey, und das Zeitalter fordert Geschmack und eine gewisse Eleganz von Jedem, der einige äußere Achtung genießen will. Zudem wünschen hellere Köpfe fast ohne Ausnahme zu höhern Ehren zu steigen, und eine bedeutende Rolle zu spielen. Und kann das nicht so leicht zu Stande gebracht werden, so will man doch gerne frey, ungebunden, uneingeschränkt nach eigenen Ansichten leben, ohne sich durch fremde Ansichten und noch weniger durch althergebrachte, wenn auch noch so gute Uebungen bestimmen zu lassen. — Zu Befriedigung aller dieser Forderungen bietet nun der geistliche Stand gerade am wenigsten Gelegenheit dar. Die Entfernung von der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die schwie-

Aber wo liegt das Mißverhältniß? Ist die Mißrechnung auf Seite derer, die sich verwundern, daß zu so vortheilhaften Stellen sich so wenig Bewerber zeigen; oder auf Seite derer, welche unter diesen Bedingen sich nicht darum bewerben wollen? Was kann man davon auf Rechnung des Zeitgeistes schreiben? Wäre es rathsam, dem Zeitgeist darin nachzugeben, daß man die so allgemein ausgesprochenen Forderungen an den Prediger, in Hinsicht auf Kenntnisse und andere empfehlende Eigenschaften, die zu einer gesegneten Führung seines Amtes und Erwerbung der dazu unentbehrlichen Achtung schlechterdings gehören, wieder heruntersetzte? Oder muß man für Männer, welche dieselben besitzen, Gedinge machen, die jenen täglich strengern Forderungen besser das Gleichgewicht halten; und welches wären diese Gedinge?

1. Mehr Einkommen? — Unstreitig ein sicheres Mittel, mehr Subjekte zum Predigerstand anzulocken, und hier und da wohl fähigere; aber ob dann auch würdigere? Ob die Väter, die sich dadurch reizen ließen,

ihre

tigere Anschaffung aller über das ganz Gewöhnliche hinausgehenden Bedürfnisse, das Verkürztseyn um so manche Weltfreuden, die einsame und einförmige Lebensweise, wo fast jeder Tag dem andern gleicht; hiezu der Schatten, in dem ein Landprediger oft steht, das Unbedeutende seines bürgerlichen Ansehens, und die so gar geringe Nahrung, welche der Ehrgeiz und das Streben nach hohen Dingen hier findet: das Alles zusammen kann ja wohl Manchen eher zu jedem andern Stande verlocken.

(Aus einer Arbeit ähnlichen Inhalts, welche ihrer Vorzüglichkeit ungeacht, bloß zu Vermeidung von Wiederholungen, nicht ganz aufgenommen wurde.)

ihre Söhne dem Altar zu widmen, auf deren Anlagen und Neigungen immer gehörige Rücksicht nehmen würden; ob die Söhne vornehmer Häuser, an einen bedeutenden Aufwand gewöhnt, zu kostbaren Verbindungen mit den Ihrigen veranlaßt, und auf Schutz und Ansehen sich schon um ihres Namens willens verlassend, ihren Amtsbrüdern das Beyspiel evangelischer Aufopferung und Entsagung geben dürften; ob durch solche Männer, die sich in der Wahl ihres Berufs durch Aussicht auf sinnlichen Lebensgenuß oder Erwerbung von Reichthum bestimmen ließen, die eigentlichen Zwecke des Predigtamtes wohl in vorzüglichem Grade erreicht werden könnten? — das ist die Frage. — Und wollte man nur einige Stellen so reichlich ausstatten, in der Absicht, Viele damit anzukörnen; so wäre die Folge davon bey den Andern gewiß Unzufriedenheit, Eifersucht und Vernachläßigung der — als schlechter bezahlt — desto lästigern Pflichten. Die Reste der durch fromme Stiftungen der Kirche geheiligten Güter werden jetzt so verwendet, daß der Anfänger — zumal bey einiger Vermehrung — genug zu einem frugalen Hauswesen, sichere Aussicht auf ein Mehreres bey heranwachsender Familie, und ein ziemlich sorgenfreyes Alter vor sich sieht. — Wer mehr verlangt, und sich auf Kosten der Kirche bereichern will, ist nicht geeignet für einen Stand, in welchem man der Eifersucht aller Eigennützigen und dem Verdacht der Habsucht, bey der geringsten Blöße hierin, nicht entgehen kann.

2. Auf frühe Versorgung konnte ehedem mit besserem Recht als nunmehr gedrungen werden. Die späte Aufnahme ins Predigtamt, und die vielen Jahre, die man nachher noch mit Privatunterricht oder als Vikar

zubringen mußte, schreckten manchen sich besser fühlenden Studierenden von der Theologie zurück. Jetzt fällt die Anstellung im Durchschnitt zwischen das 25. und 30. Jahr. Auch dürften ein Paar Vikariatsjahre in verschiedenen Gemeinen unsers, bey aller seiner Beschränktheit doch an Mannigfaltigkeit in jedem Fach so reichen Vaterlandes, dem Candidaten zur Erlangung derjenigen Bildung, die nur das Resultat häufiger Vergleichungen ist, eben so dienlich seyn, als mancher Gemeine vortheilhaft, ihren durch einen jüngern Gehülfen unterstützten Pfarrer noch länger behalten zu können.

3. Mehr Achtung des Standes könnte vielleicht das Meiste dazu beytragen, würdige Jünglinge zu Erwählung desselben zu ermuntern. Ein gewisses, von äußern Glücksumständen ganz unabhängiges, mit Liebe und Zutrauen verbundenes Ansehen, wie es zu einer gemüthlichen Lage des Pfarrers und frohem, gesegnetem Wirken in seinem Amte nothwendig ist, wird er sich zwar, auch bey nur mittelmäßigen Verdiensten, bey dem bessern Theil derer, mit denen er eine Zeit lang in vollständigem amtlichem Verhältnisse steht, doch meistens erwerben. Aber theils ist dieses Verhältniß immer nur bey einer sehr kleinen Zahl derer, mit welchen er in mancherley Berührung kommt, vollständig; theils geht es mit der Erwerbung dieses seines nur persönlichen Eigenthums sehr langsam zu, da er bis an's Ende seines Lebens mit einem wahrlich ungerechten Vorurtheil gegen seinen Stand überhaupt zu kämpfen hat. Denn noch jetzt ist derselbe bey den niedrigen Classen häufig der Gegenstand eines bey den höhern längst abgedroschenen Witzes*), so wie auch der

*) Es ist offenbar, daß zwischen Gottesdienstlichkeit und Re-

Gegenstand des Hasses aller Bösen, und noch mehr aller Sektirer, die man fast durchgängig als geborne Feinde aller Geistesbildung, besonders der sittlichen, betrachten kann. Von allen solchen Menschen kann ein Prediger ungestört verläumdet und an seiner Ehre angegriffen werden, wo er persönlich unbekannt ist, weil er bloß um seines Standes willen, ohne Rücksicht auf Individualitäten, keinen Vertheidiger findet, wie es doch billig seyn sollte. Wo dieß aber auch unter Classen, bey denen man wohl etwas Besseres hätte sollen erwarten können, nicht anders ist, da muß man es fast einer geheimen Neigung gegen den Beruf, auf Beförderung der Sittlichkeit zu wirken, zuschreiben. Und verräth sich nicht schon durch die strenge Censur, welche über die Amtsverrichtungen des Predigers ergeht, ein großer Mangel an Achtung für seinen Stand!

---

ligion ein eben so großer Unterschied ist, wie zwischen Mittel und Zweck. Allein Niemand kann doch auch den großen und innigen Zusammenhang verkennen, in dem beyde miteinander stehen; Niemand wird läugnen, daß mit der Vernachläßigung des öffentlichen Gottesdienstes auch — zumal bey den Ungebildetern — die Achtung für die Religion selber sinken mußte, wenn nicht jene erst aus dieser entsprang. Nun ist eine natürliche und unausweichliche Folge davon gewiß die, daß der geistliche Stand in eben dem Maaße geringer geschätzt werden mußte, in welchem der Gegenstand seines Berufes, die Religion selbst, an Theilnahme verloren hatte. Wie nun dadurch auf der einen Seite Manchem die Lust zum Predigtamte verging, weil er den Werth und die Würde desselben nicht einsah und nicht empfinden konnte; so wurde auf der andern Seite auch Mancher dem geistlichen Stande abgeneigt, weil er sah, daß derselbe an Achtung und Würde vor dem Volke wirklich verloren hatte.

(Vom Verfasser der ersten Anmerkung.)

4. Erleichterung der Arbeit dürfte durch Vertheilung mehrerer gar zu großer Pfarreyen, oder durch Abrundung derjenigen zu erhalten seyn, welche gar zu unordentlich durch andere hinlaufen. Die Bevölkerung unsers Landes hat sich seit Vertheilung der Allmenden, Einführung des Erdäpfelbaues und der Schutzpocken, und besonders durch die liberale Armenpflege in geometrischer Progression vermehrt. Aber noch weit stärker vermehren sich Audienzen und Scripturen durch die fast unglaubliche Mobilität und Mischung der Gemeindsbürger, sowohl unter sich, als mit Fremden, worüber die Burgerrödel gewiß ganz unerwartete Data liefern könnten. Zwar haben viele Gemeinen eigene Schreiber angestellt, um ihre Bücher, Rechnungen ꝛc. zu führen; aber dessen ungeachtet haben sich durch die viel genauer und weitläufiger gewordenen Rechts- und andere Formen, auch für den Prediger die Scribalien aller Art, viel mehr als wirkliche Pastoralgeschäfte, so vermehrt, und er wird dafür von Behörden und Privaten, die es unter seine Pflichten rechnen, unentgeldlich zu thun, was jedem Andern bezahlt werden müßte, so häufig angegangen: daß er, wenn er gerne bey Hause sitzt und schreibt, wenn er Zerstreuung durch Geschäfte, die keine Anstrengung fordern, und Zusprüche um derselben willen liebt, alle Tage der Woche und alle Stunden des Tages einen Vorwand findet, sich — um solcher Nebengeschäfte willen — seinen wichtigsten Amtspflichten zu entziehen. Dawider wird die meiste Hülfe nur von veränderten Zeitumständen zu erwarten seyn. Unser Volk ist lange noch nicht auf einer Stuffe von Cultur, wo es der Dienstfertigkeit der Pfarrer, auch in Dingen, die ihres Amtes nicht sind, überall entbehren könnte.

Doch, wozu noch mehr hievon? Diese Art von Geschäften oder vielmehr Beschäftigungen ist es nicht, was den fähigen Jüngling abhält Theologie zu studieren, oder in das Predigtamt einzutreten; auch sind nicht alle Pfarreyen gleich beschwerlich in dieser Hinsicht, und Jedem steht es frey, sich eine leichtere zu wählen. Der Mangel an Concurrenz zum Predigtamte muß sich von einer Abneigung gegen dieses überhaupt, d. i. gegen die Verhältnisse desselben im Allgemeinen herleiten.

Welches sind aber bey uns die Verhältnisse des Predigers?

1. Das erste und heiligste doch wohl das zu der Kirche. Aber zu welcher Kirche? Ist es die heilige, allgemeine, christliche, die eine Gemeinschaft der Heiligen, und von der Christus das Haupt ist? Oder die besondere des Landes, mehr aus politischen als religiösen Absichten mit strengen Symbolen umzäumte? — Nachdem dem Studierenden auf der Akademie eine vertraute Bekanntschaft mit dem weiten Felde der Gelehrsamkeit zur Pflicht gemacht worden ist, weil alle Wissenschaften mit seinem Hauptstudium, der gründlichsten Kenntniß unsrer heiligen Schriften, in Verbindung stehen, wird er eidlich verpflichtet, in seinen Vorträgen über die höchste und allumfassendste Weisheit bey dem stehen zu bleiben, oder doch nichts wider das zu sagen, was vor 300 Jahren bey dem Wiedererwachen des menschlichen Geistes, in den ersten Strahlen des aus der Finsterniß der Barbarey kaum noch hervorbrechenden Lichtes, einige muthige Vertheidiger der Wahrheit in Bekämpfung der eingerissenen Irrthümer mehr nur erstritten, als für vollständige Glaubensnorm auf alle und ewige Zeiten festgesetzt hatten; denn sie sagten selbst: *Conf.*

Helv.: **protestamur nos semper esse paratissimos . . . meliora ex verbo Dei docentibus, non sine gratiarum actione, et cedere et obsequi in Domino.** *)

Wer kann es dem schon als Knabe sich vorzüglicher Anlagen bewußten, mit edelm Streben fortgeschrittenen, durch Geistesbildung und schöne Kenntnisse bereicherten, und in der Prüfung wohl bestandenen jungen Gelehrten verargen, wenn er am Scheidewege steht, wo er sich entschließen muß, entweder den sich nachher nicht mehr theilenden Pfad zur Rechten, oder die breite, ihm noch ein weites Feld zur freyen Wahl offen lassende, Straße zur Linken zu betreten, und nun Bedenken trägt, zu einer Fahne zu schwören, wo es ihm je nach den Umständen vielleicht einmal zur Pflicht gemacht werden könnte, gegen sein besseres Wissen, oder doch gegen seine Ueberzeugung aufzutreten? Und wenn fähigere Köpfe sich nicht zu einem Stillstand im eigenen Denken und Forschen, oder zur Zurückhaltung in Mittheilung erkannter heilsamer Wahrheit verpflichten mögen; kann man es denn den wählenden Behörden übel nehmen, daß sie sich mit mittelmäßigen oder doch beschränktern begnügen müssen, weil es der Kirche und ihren Bedürfnissen einstweilen mehr um ein vollständiges Personale, als um ein volles Maaß der demselben nothwendigen Eigenschaften zu thun ist. Verlangt doch das Publikum, das sich die Kirche nennt, oft laut, der Prediger solle nicht über das hinausgehen, was es das Evangelium predigen heißt; schätzt an ihm nur physische Beredtsamkeitstalente, oder meint gar, den sonst so müssigen und entbehrlichen Mann nicht genug mit statistischen Arbeiten, und An-

*) Wir erklären, daß wir immer höchst bereitwillig sind, Jedem, der uns aus Gottes Wort etwas Richtigeres lehren wird, mit Dank nachzugeben und in dem Herrn zu folgen.

leitung des Landvolks zur Wirthschaft, Gesundheit, Armenpflege ꝛc. beschäftigen zu können. Die Missionsgesellschaften finden zu ihren reinchristlichen Zwecken, unter weit strengern Bedingen, doch immer brauchbare Subjekte; aber sie beschränken ihren Wirkungskreis nach der Zahl der sich ihnen darbietenden guten Arbeiter, und nehmen sie nicht an, nur um Lücken zu füllen.

2. Das Amts-Verhältniß des Predigers zu der hohen Landesregierung beruht auf dem Verhältniß dieser letztern, als Haupt, zu der Kirche ihres Landes; und in so fern ist der Prediger ein wirklicher Staatsbeamter, vorzüglich in solchen Dingen, die wohl bürgerlicher Natur, aber durch die Religion geheiligt sind, wie eheliche Verbindung, Schul- und Armenwesen, Kirchenbücher, Begräbniß u. dergl. Dabey finden aber die mannigfaltigsten Collisionen und Widersprüche in den Befehlen und Verordnungen einzelner Beamten oder verschiedener Behörden statt. Die in dem vorgeschriebenen Heidelberger-Katechismus von jedem Kind auswendig gelernte, und freylich von keinem vernünftigen Pfarrer, aber desto umständlicher von manchem Schulmeister behandelte und behauptete Lehre vom „Amt der Schlüssel", legt dem Prediger ein Strafamt und eine Kirchenzucht auf, gegen welche — wenn er sie ausüben wollte — sich wohl Jedermann feyerlich verwahren, über welche die, so die Macht dazu hätten, nie mit ihm einverstanden seyn, und ihm in der herrschenden Kirche kein Recht dazu einräumen würden, wie es hingegen die der geduldeten ausüben; und doch ist es eben dieser Widerspruch zwischen der Lehre und der Ausübung, welchen viele Sektirer, besonders die Wiedertäufer, zum Hauptvorwand ihrer

Absonderung und ihrer Verlästerungen machen. Der Pfarrer ist durch seine Instruktion zur Aufsicht über Schulmeister, Küster, Todtengräber u. s. w. verpflichtet, die dann aber selbst keine Vorschrift haben, die durch die Visitationsordnung wieder gewissermaßen über ihn hinaufgestellt sind, und gegen die er, im Fall von Pflichtversäumniß oder Widersetzlichkeit, bey einer exekutiven Behörde als Kläger aufzutreten desto mehr Bedenken tragen wird, da er der Ansichten derselben von seiner Befugniß dazu selten zum voraus gewiß seyn, und vielleicht bey ihr oder dem Beklagten dadurch in das nachtheiligste Licht gesetzt werden kann. Und überhaupt steht die weitläufige und strenge Instruktion des Predigers in starkem Contrast mit dem gänzlichen Mangel einer allgemeinen Kirchenordnung.

In finanzieller Hinsicht ist das Verhältniß einer hohen Regierung und des ehrwürdigen Klerus, als Schuldner und Gläubiger, wohl vortheilhaft im Ganzen und für die Kirche, aber nicht immer so für jeden einzelnen Pfarrer. Vor der von der hohen Regierung 1804 beschloßenen Uebernahme der damals noch vorhandenen Kirchengüter, um selbige unter die Prediger nach ihrem Altersrang zu vertheilen, hatte sich Jeder, der sich in seinen Einkünften für beeinträchtigt hielt, nur an die hohe Vennerkammer und später an den Finanzrath zu wenden, welcher ihn zu vertreten und zu schützen bestimmt war. Jetzt aber nimmt der Finanzrath selbst die Stelle der ehemals Pflichtigen ein, es haben sich hiedurch die Fächer seiner wichtigen Geschäftsführung vermehrt, und daraus geht als unvermeidliche Folge hervor, daß oft, was für einen Prediger sehr bedeutend ist, der hohen Behörde oder ihren

Beamten, als der Aufmerksamkeit zu wenig würdig, wo nicht ganz unbeachtet bleiben, doch lange verschoben und vergessen werden kann. Daher manche Klage, nicht über die hohe Regierung als moralische Person, aber über einzelne Angestellte, die den Prediger, als von der Regierung besoldet, nach ihren individuellen Ansichten von dem Werthe seines Amtes und seiner Arbeit behandeln, und mit denen nicht so leicht dahin durchzudringen ist, wo man Schutz und Hülfe nicht vergebens suchen würde. So wie sich, bey allmähliger Verschmelzung mit dem Staatsgut, nach und nach der Begriff von einem Kirchengut, und vielleicht unter politischen Bedrängnissen und Stürmen dieses selbst einmal verliert; so verliert auch der Prediger, als ein von der Regierung Besoldeter, an Zutrauen und Ansehen bey seiner Gemeine, und bey denen, durch deren Hand er sein Einkommen bezieht. Und wer gewährleistet dem Jüngling, der sich so gut als auf Lebens lang zu einem Berufe verpflichtet, bey dem er sich auf so viele Veränderungen in seinen Vorschriften und Verhältnissen gefaßt machen muß, daß er sich in den Vortheilen, die er sich davon verspricht, niemals getäuscht finden werde?

3. Das schönste und glücklichste aller Verhältnisse scheint idealischen Menschen das eines Landpredigers zu seinen Pfarrangehörigen zu seyn. Aber wie oft vergißt man dabey, die Idyllenwelt der Lektur mit der Wirklichkeit zu vergleichen, in welcher der Unterschied zwischen verschiedenen Menschenklassen in kirchlicher Hinsicht lange nicht so groß ist, wie in Beziehung auf ihre Lebensweise.

Die meisten Leute auf dem Lande sind von ihrem Prediger und den Seinigen durch Kleidung, Sprache, Erziehung, Denkungsart ꝛc. oft so weit entfernt, daß sie gewöhnlich bis nach einer vieljährigen Bekanntschaft keine große Neigung zeigen, einem ihnen so fremdartigen Manne Vieles verdanken zu wollen. Nicht durch sein Amt und Beruf, sondern nur durch persönliche, erst bey längerem und vertraulichem Umgang an ihm bemerkte Eigenschaften erwirbt er sich allmählig ihre Zuneigung. Für die Erfüllung seiner Pflichten, für die er ja da und bezahlt ist, sind sie ihm so wenig verbunden, daß sie ihm manche derselben, wie Kranken- und Hausbesuche, einen nur etwas über die dringendsten Bedürfnisse hinausgehenden Unterricht ihrer Kinder und strengere Anhaltung zur Schule wohl gerne erlassen würden. Ihre Religion und die nothwendigsten Lebensregeln haben sie ja von ihren Eltern, von Andern ihresgleichen oder in der Schule erlernt. Was die Glaubenslehre betrifft, so ist dasjenige System das beliebteste, das man sehr treffend den kürzesten Weg nennt, auf den auch der Heidelberger Katechismus Fr. 59 seqq. wenn auch nicht absichtlich hinweist; und ein Prediger oder Winkellehrer, der in diesem Sinne das Evangelium mit lauter Stimme predigt, hat ordentlicher Weise starken Zulauf von Nahen und Fernen, bis auch die treusten Anhänger der ewigen Wiederholungen müde werden. Der wissenschaftlich gebildete Prediger hingegen, welcher seinem Berufe getreu bleibt, nicht nur auf Beruhigung und Rührung seiner Zuhörer allein, sondern mehr auf ihre Heiligung zu wirken, die sich ohne alle Ausbildung ihres Geistes gar nicht denken läßt; wird eben darum weniger Celebrität und weniger Dank sich erwerben, weil die Frucht seiner Arbeit mehr aus dem

Nachdenken seiner Zuhörer selbst hervorzugehen, und also nur Belohnung ihrer eigenen Aufmerksamkeit und Geistesanstrengung zu seyn scheint, wenn sie sie je zu erkennen und zu schätzen wissen. Der große Haufe, der sich diese Anstrengung nicht gerne gefallen läßt, geht zwar darum nicht immer ganz leer aus, aber er bemerkt so wenig den doch nicht zu verachtenden Gewinn, immer seine bessern Kräfte dabey zu üben, daß er die Gelegenheit dazu gar unfleißig benutzt. Und so würde vielleicht mancher recht gute Prediger meistens nur wenig Zuhörer haben, wenn man ihn nicht nach der Predigt noch Dinge verlesen hörte, die auch für den geist- und herzlosesten Menschen großes Interesse haben. — Ob wohl hiedurch der Nachtheil aufgehoben wird, den die Erbauung durch so viele ihr ganz fremde Nachrichten leiden muß? Wenigstens wirft es ein falsches Licht auf den Prediger und sein Amt, wenn man aus der Kirche weiter nichts nach Hause bringt, als worüber zu belehren doch nicht dorthin gehören, und nicht des Predigers Beruf seyn sollte.

Und was ist denn eigentlich eine Pfarrgemeine? Oertlich genommen ein gewisser Bezirk, der in unserm ganzen Lande niemals nur ein einziges Dorf, sondern neben demselben wenigstens noch einige außer demselben liegende Höfe, oft eine große Menge derselben in Berg und Thal zerstreut, oder mehrere, zuweilen auch viele Dörfer selbst neben einer Landstadt in sich begreift. Nicht selten sind es gar mehrere von einander ganz abgerissene Bezirke, oder sie ist so wenig abgerundet, daß viele Pfarrgenossen ein gutes Stück Wegs durch eine andere Pfarrey, wohl gar neben einer andern Kirche vorbey gehen müßten, um zu der ihrigen zu gelangen; was sie denn natür-

lich nicht thun, und auch dann nicht die ihrige besuchen, wenn eine andere nur näher oder bequemer gelegen ist. Sehr viele Pfarrgemeinen sind bürgerlich bis in zehn, zwölf oder mehr Ortsgemeinen zerrissen, die ihre besondern Güter und Administrationen, oder auch wieder bald alle, bald nur einige davon ein Kirchen-, ein Herrschafts-, ein Armengut unter sich gemein haben; alles mit unzähligen Verschiedenheiten. Und wie ungleich ist also das Verhältniß des Pfarrers gegen den einen oder andern Theil seiner Gemeine, wie schlaff das Band aller Glieder unter sich, das doch nach der Idee so enge angezogen seyn sollte!

Persönlich genommen besteht die Gemeine eines Pfarrers erstlich aus allen Burgern der verschiedenen Ortsgemeinen, und dann zweytens aus allen Bewohnern seines Pfarrbezirks. Mit den Erstern allen hat er, sie mögen sich aufhalten wo sie wollen, mit Briefwechsel für Heyrathsgeschäfte, Eintragung ihrer Scheine, Armensteuern u. dergl. sehr viel zu thun; denn oft ist bey weitem der kleinere Theil derselben in der Gemeine selbst angesessen. Daher besteht aber auch die Bevölkerung manchen Orts mehr als zur Hälfte aus fremden Einwohnern, und viele davon sind Arme, die heute hier, morgen dort zur Miethe wohnen, oder Dienstboten, die vorzugsweise an fremde Orte gehen, wo sie weniger bekannt sich leichter verheyrathen können, oder verwaiste und uneheliche Kinder, die nur zu häufig in andere Gemeinen, und alljährlich weiter in Kost gethan werden. Es ist leicht zu erachten, wie wenig Verbindung und wie viel Mühe ein Pfarrer mit allen diesen Leuten hat, wenn er Ordnung und die Kinder zur Schule halten will, indem sie ihm, wenn er

sie auch einmal ausgewittert und einige Bekanntschaft mit ihnen gemacht hat, doch so bald wieder entgehen.

So lebt ein großer Theil unsers Volkes beynahe ohne Pfarrer. Der, hinter welchem sie wohnen, und der, in dessen Pfarrey sie verburgert sind, sehen beyde sie nur etwa bey Hausbesuchungen, oder wenn etwas einzuschreiben ist, Scheine zu nehmen oder einzutragen, Steuern zu verlangen sind u. s. w.; und bey solchen Anläßen geht ein Wort der Vermahnung ihnen desto weniger zu Herzen, weil sie öfters dabey Geld auslegen müssen. Die eigentlichen Pfarrgenossen denn, welche die Gemeine im strengsten Sinne ausmachen, sind durch die Visitationsordnung wieder fast eben so zur Aufsicht über den Prediger berechtigt, wie dieser gegen sie dazu verpflichtet ist. Ist nun unter denselben, wie so oft, ein Schenkwirth, ein Rechtsagent oder dergl., die von sittlichen Unordnungen leben und sich bereichern, deren Interesse sich mit dem Bestreben des Pfarrers, Gottesfurcht und Geistesbildung zu fördern, kreuzt; hat ein solcher das Ohr einer höhern Behörde, und durch Reichthum oder Klugheit großen Einfluß auf die Gemeine, steht aber mit dem Prediger schon von Amts und von Grundsätzen wegen nicht gut; so läßt sich denken, wie beneidenswerth die Lage des letztern ist. Man hat Beyspiele genug davon, was solche Emporkömmlinge ohne religiöse Bildung oft für Kräfte zu Hinderung alles Guten entwickeln, und welche Rolle sie zuweilen spielen können. Es ist Thatsache, daß ein Pfarrer höhern Orts sogar angeklagt wurde, er untergrabe die Religion; und daß diese Klage, nachdem man sie als ungerecht und verläumderisch erkannt hatte, dahinfiel, aber ohne daß die Sache weiter geahndet oder

dem Pfarrer irgend eine Satisfaktion verschafft worden wäre.

Es kann also nichts weiter von der Wirklichkeit entfernt seyn, als wenn man sich jede Landgemeine wie einen Trupp folgsamer Schäfchen, oder gar wie eine Gesellschaft von Drathpuppen vorstellt, die man nach Gefallen leiten und bewegen könne. Hiezu kommt aber noch das Mißtrauen, das die rohern Classen fast allgemein gegen Jeden aus den gebildetern hegen; die Mannigfaltigkeit der herrschenden Ansichten über religiöse, moralische und politische Gegenstände; und die Mischung von auf den verschiedensten Stuffen der Bildung stehenden Menschen in einer Gemeine: die es dem Prediger völlig unmöglich machen, Allen Alles zu seyn, eines Jeden Bedürfnisse nur zu kennen und noch weniger ihnen zu entsprechen, die Einen ihren beliebten kürzern Weg zu führen, und doch auch die Andern zu befriedigen, die eine gesundere Nahrung für ihren Geist verlangen. Und wenn er dann im Reich der Wissenschaft, dem er ja ganz eigentlich angehört, auch selbst etwas leisten, wenn er die täglichen Fortschritte derselben nach Pflicht benutzen, seinen Geist mit neuen Ideen und Kenntnissen bereichern, oder sich bey den vielseitigen Ansprüchen, die man an ihn macht, nur in gehöriger Achtung erhalten und das Erworbene nicht wieder verlieren will; wenn er auch Hausherr, Ehegatte und Vater ist, wenn er noch andere bürgerliche, oder Verwandtschafts- und Freundschaftspflichten zu erfüllen hat: wird man ihm denn zumuthen können, daß er mit allen, oft auf mehrere tausend ansteigenden Individuen seiner in Berg und Thal zerstreuten Gemeine so häufigen und vertrauten Umgang pflege, als bey der ge-

wöhnlichen Verschlossenheit und Verstellung dieser Leute nöthig wäre, um sich über ihren moralischen Zustand, ohne die elenden Hülfsmittel der Zuträgerey und Ohrenbläserey, durch eigene Beobachtung zu unterrichten? Wird man ihm zumuthen können, daß er sein Ohr und seine Feder zu jeder Stunde jeden Tages für alle die Kleinigkeiten zu leihen bereit sey, die man bald von dieser bald von jener Seite, fast als Amtspflicht von ihm fordert, oder ihn gar dafür verantwortlich macht, wie Burgerrödel, Verlesezeddel, Armen- und andere Correspondenzen ꝛc. Und doch ist es gerade der Mangel an Popularität bey solchen Anläßen, der Mangel an Gefälligkeit oder auch an Genauigkeit, was ihm am ersten zur Last gelegt, und worüber Beschwerde gegen ihn geführt wird; so wie hingegen zu große Gefälligkeit hierin, und die Besorgniß, von diesem oder jenem oft aus der Ferne Herkommenden verfehlt zu werden, nur zu leicht von den wichtigern Haus-, Kranken- und Schulbesuchungen abhält, welche freylich der Landmann seinem Pfarrer insgemein gern erläßt.

Wenn man also die Verhältnisse des Predigers von dieser Seite betrachtet, so sieht man wohl, daß sein Stand kein Ruhepolster ist, und nicht zu einem idyllischen Hirtenleben führt, oder auch nur mit Sicherheit die Befriedigung eines gesegneten Erfolges seines Wirkens gewährt; und wird sich daher weniger darüber verwundern, daß er für so Viele nichts Anziehendes hat.

Denn fassen wir noch einmal das Ganze zusammen, so kommen wir ungefähr auf folgende Schlußpunkte:

Die Achtung für den Predigerstand ist so gesunken, daß immer weniger Eltern ihre Söhne demselben widmen; und man ist noch so unbillig, dem einzelnen Prediger selbst die gesunkene Achtung für den Stand zur Last zu legen.

Die Organisation desselben, und die nothwendige lange Vorbereitung und Erziehung dazu fordern unumgänglich eine frühe Entschließung aus freyer Wahl.

Die frühe freye Entschließung läßt sich nur bey Subjekten von vorzüglichen Fähigkeiten erwarten, die dann später häufig in Versuchung gerathen, auf einem andern Wege mehr Vortheil davon zu ziehen; oder bey einer so starken Neigung dazu, daß sie fast nur die Frucht mancher Täuschungen seyn kann, die später wieder verschwinden.

Die besten Köpfe und edelsten Gemüther finden den Wirkungskreis zu Erreichung ihrer frommen Absichten durch öfters unpassende oder übel berechnete Vorschriften und Forderungen beengt.

Die für die geforderte gänzliche Hingebung angebotenen Vortheile sind zu wenig gewährleistet, und die mannigfache, schwere Verantwortlichkeit nicht durch Unterstützung hinlänglich aufgewogen.

Und nur in dem Maße wird die Achtung für den Predigerstand und Concurrenz zu demselben wieder zunehmen, als man allgemeiner zu der vollständigen Ueberzeugung gelangt seyn wird: Staat und Kirche haben gemeinschaftlich eben das als ihren höchsten und letzten Zweck zu befördern, was der Wille Gottes und Bestimmung der

Menschheit

Menschheit ist — „veredelte Sittlichkeit durch Befähi-
„gung zur Erkenntniß der Wahrheit, und Verbreitung
„allgemeinen Wohlseyns durch treue Verwendung aller
„einem Jeden hiezu anvertrauten Mittel und Kräfte.

II.

Ueber die wirklichen Bedürfnisse des geistlichen Standes.

Wenn von einer Verbesserung des geistlichen Standes die Rede ist, so fällt es sogleich in die Augen, daß dieser Ausdruck*), und daher wahrscheinlich auch der Gedanke, den man damit verbindet, noch etwas sehr Unbestimmtes hat. Versteht man darunter eine Verbesserung des Standes, d. h. der Geistlichen selbst, so daß man es eher Veredlung, Erhebung des geistlichen Standes nennen sollte? Oder versteht man darunter eine Verbesserung des Zustandes der Geistlichen, d. h. die Absicht, dafür zu sorgen, daß es die Geistlichen besser haben, daß der Stand annehmlicher und gesuchter werde? Welches von beyden ist das, was man im Auge hat? Ist man darüber einig, oder sind die Ansichten verschieden, so daß vielleicht die Einen das Erstere, die Andern hingegen das Letztere suchen? Oder will man beydes zu vereinigen, und beyde Zwecke zugleich zu erreichen trachten? Das ist, was zuerst erörtert werden muß, ehe man weiter in die Sache hinein gehen kann.

*) Es ist absichtlich dieser Ausdruck beybehalten worden, weil er derjenige ist, mit welchem das Publikum den Gegenstand bezeichnet.

Was die höchste Staatsbehörde wollte, die den Kirchenrath zu einem Gutachten über diesen Gegenstand aufforderte, darüber kann nur ihr eigenes Urtheil entscheiden. Nach demjenigen, was im Publikum davon bekannt geworden ist, möchte es aber so gegangen seyn: daß, bey der ersten Anregung der Sache, nur davon die Rede war, die Einkünfte der Geistlichen zu vermehren; daß dann, im Verlauf der Zeit und der Berathung, auch die immer kleiner werdenden Candidaten-Promotionen, der Mangel an Vikarien, und die leidige Nothwendigkeit, Fremde in das bernische Ministerium aufzunehmen, zur Sprache kamen, und gefragt wurde, woher diese Verminderung der Geistlichen komme, und wie diesem Uebel gesteuert werden könnte; und daß endlich noch einige Male der Fall eintrat, das unwürdige Betragen von Predigern ahnden zu müssen, was denn überhaupt zu Klagen Anlaß gab über Mängel in der Geistlichkeit, denen abgeholfen werden sollte. Ist dieß der richtige Hergang der Dinge, so geht daraus die Verschiedenheit der Ansichten, und die Verschiedenheit der Zwecke, die man sich setzen konnte, sehr natürlich hervor. Aber eben so deutlich geht daraus hervor, daß, wenn die Aufgabe ganz gelöst werden soll, sie nicht bloß einseitig, sondern recht im Allgemeinen und Großen gefaßt werden, und daß man nicht nur den einen oder den andern jener Zwecke, sondern alle zugleich berücksichtigen muß. Hoffentlich zeigt es sich dann auch, daß den wirklichen Mängeln und fehlerhaften Einrichtungen im geistlichen Stande abzuhelfen, das Sicherste ist, um ihm mehr Freunde und Liebhaber zu verschaffen; daß also die verschiedenen Zwecke durch die nämlichen Mittel erreicht werden können. Und so käme denn Alles auf die Frage heraus: welches sind die wirklichen Be-

dürfnisse des geistlichen Standes, und wie wäre ihnen abzuhelfen? Um aber dieß zu erfahren, müssen wir die angeführten Klagen zuerst gründlicher untersuchen.

I. Allgemeine Untersuchung der gerügten Mängel und der dagegen möglichen Hülfe.

1. Von dem Mangel an jungen Geistlichen.

Es ist ein seltener Fall, daß schon der Knabe eine entschiedene Neigung zu diesem oder jenem Stande habe. Bestimmt er sich nicht ohne weiters zu dem des Vaters, so fällt sein Blick am ersten auf das Glänzende, auf die Ehren, die er dem Magistrat erweisen sieht, auf das Geld, das der Kaufmann gewinnt u. s. w.; und so wird er sich nur selten den Stand des Geistlichen wünschen, wenn nicht sein Vater oder Jemand in seinen nähern Umgebungen ein solcher ist. Indessen ist diese Knaben-Wahl gewöhnlich so wenig fest, daß sie sich noch leicht anders bestimmen läßt, und weniger auf sie, als auf die Leitung der Eltern und auf spätere entscheidende Umstände ankömmt. Aber eben deßwegen ist die Sache um so schwieriger, je mehr die Beschaffenheit des Standes eine frühe Entscheidung fordert. Dieß ist nun bey dem geistlichen Stande mehr als bey keinem andern der Fall; nicht sowohl durch die absolute Nothwendigkeit (denn warum sollte nicht jeder Knabe, wenigstens bis zum Austritt aus der Schule, ganz den nämlichen Unterricht genießen, wie der zum Studium der Theologie bestimmte?), als vielmehr deßwegen, weil man sich gar zu gerne nur auf das Unentbehrlichste beschränkt. Und da denn der Geistliche

unumgänglich gewisse Sprachkenntnisse nöthig hat, die in andern Ständen mehrentheils für entbehrlich gehalten werden; so entsteht daraus für den seinigen der Nachtheil, daß der Jüngling, dem das Studium der Theologie nicht gefällt, ohne großen Schaden zur Jurisprudenz oder zur Medicin, oder gar in Kriegsdienste übertreten kann, das Umgekehrte hingegen, nämlich aus einer andern wissenschaftlichen Laufbahn oder gar aus einem unwissenschaftlichen Berufe sich zur Theologie zu wenden, meistens sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich ist, weil dann die Vorkenntnisse gewöhnlich fehlen.

Daß viele Eltern, besonders in den wohlhabendern Familien der Hauptstadt und der andern Städte des Cantons, sich scheuen, ihre Söhne Geistliche werden zu lassen, rührt vorerst aus dem Rest des Unglaubens und des religiösen Indifferentismus her, der vom Ende des vorigen Jahrhunderts in dieses übergegangen ist. Wer die Religion nicht liebt und nicht hochhält, der wird auch die Geistlichen nicht so lieben und nicht so hoch schätzen können, daß er mit Freuden seinen Sohn unter ihnen sehen würde; und das um so weniger, wenn er wirklich unter denselben einige gewahr wird, die nicht eine höhere Achtung zu verdienen scheinen, und er nun von ihnen auf alle übrigen schließt. — Ein Zweytes aber, das Eltern hindert, ihre Kinder dem geistlichen Stande zu widmen, ist, daß sie viel weniger darauf bedacht sind, ihnen einen edeln Wirkungskreis, als darauf, ihnen Ehrenstellen und Geld zu verschaffen, die allerdings hier beyde nicht zu finden sind. Es mag eine Eigenheit republikanischer Staaten seyn, oder ist es doch wenigstens bey uns, daß Jeder, der sich nur etwas fühlt, an der Regierung Antheil haben

möchte, und wenn es in einer auch noch so untergeordneten Stelle wäre; theils weil Staatsdienste am meisten geehrt werden, theils weil man in denselben immer höher hinauf zu steigen hofft. Daher das Strömen der jungen Leute nach der politischen Laufbahn, die aber eben deßwegen bald so übersetzt seyn dürfte, daß sich die Eltern könnten genöthigt sehen, für ihre Söhne auch wieder eine andere, und dann vorzugsweise die geistliche zu suchen. — Daß diese nicht Geld und Reichthum darbietet, ist wahr genug, aber eher ein Glück als ein Schade zu nennen, wenn es schon Manchen davon abhalten mag; denn die Erfahrung lehrt, daß fette Pfründen wohl anziehen, aber nicht geistlich machen können. Alle diese Ursachen, die Eltern abhalten, ihre Söhne Theologie studieren zu lassen, sind also von einer Art, daß sie durchaus nicht durch höhere Verordnungen gehoben werden, sondern nur allmählig von selbst wegfallen können, wie ein besserer Geist und frömmerer Sinn sich verbreitet, der es einen Vater schöner oder doch eben so schön finden läßt, seinen Sohn einem edeln Berufe, als ihn äußerer Ehre und Reichthümern entgegen zu führen. Und einzig was den geistlichen Stand überhaupt zu heben und wirksamer zu machen fähig ist, kann auch hier frommen, und ihn weisen Vätern für ihre Kinder wünschenswerther machen.

Daß es aber auch Knaben und Jünglinge giebt, die sich scheuen Geistliche zu werden, obschon ihre Eltern es wünschen, davon liegt die Ursache großentheils wieder in jenem schon angeführten Indifferentismus, jener religiösen Kälte und der geringern Schätzung der christlichen Lehrer. Unwillkührlich verräth sich dergleichen im herrschenden Tone und den Gesprächen des Hauses; der

Knabe merkt es, oder nimmt auch unbemerkt den nämlichen Sinn an; und hat er von Kind auf nie mit großer Liebe von der Religion, nie mit großer Achtung von Geistlichen reden hören, aber mit desto größerm Lobe von Reichthum und hohen Stellen; so hält es dann schwer, ihm diese wieder aus den Gedanken zu bringen, und ihn für den Stand des Religionslehrers zu gewinnen. Es entgeht dem verständigen Jüngling nicht, daß alles das Schöne, was man ihm jetzt von diesem Stande sagt, mit der Art, wie er früher davon reden hörte, nicht am besten harmonirt, und die ersten Eindrücke bleiben fester. — Die zweyte Hauptursache dieser Abneigung rührt aus einer gewissen Verweichlichung oder Versinnlichung unsrer Zeit her, welche so sehr die Anstrengung und Entbehrungen fürchtet. Es muß sich der dem Predigtamt gewidmete Knabe schon in der Schule mehr als die andern anstrengen, nicht weil von ihm zu viel, sondern weil von den andern zu wenig gefordert wird, oder weil er der einzige ist, an den man eine bestimmte Forderung macht. Nach dem Austritt aus der Schule wird dieser Unterschied noch größer, da fängt für Viele eine Zeit der Freyheit und des sich selbst überlassenen Lebens an, die sie nur zu sehr nach Wunsch zu benutzen wissen, während der künftige Geistliche an die ihm unerläßlichen Studien strenge gebunden ist, und noch mehr gebunden als seine wenigen, auf andern wissenschaftlichen Bahnen wandelnden Gefährten. Dieß zieht ihm daher oft manche Aeußerung des Mitleidens und selbst manche Neckerey von seinen Altersgenossen zu, die ihm um so mehr wehe thut, je weniger er noch aus wahrem innerm Antrieb studirt. Und sieht er diese erst den Degen und die Uniform anziehen, die in jenem Alter etwas so Lockendes haben,

und sieht er sie an Bällen und in großen Gesellschaften glänzen, von denen er sich mehr oder weniger ausgeschlossen fühlt; so ist die Versuchung, ihrem Beyspiele zu folgen, fast gar zu groß für ihn. Wenigstens ist es sicher dieß, was so häufig den Jüngling in den Jahren der Entscheidung von dem geistlichen Stande zurückschreckt, oder wenn er schon eingetreten ist, ihn wieder zum Austritte verleitet. Und dann kommt immer noch die für Manchen traurige, oder doch in diesem Alter traurig scheinende Aussicht hinzu, vielleicht schon vom 23. Jahre an, meistens für immer, auf dem Lande leben zu müssen, und so von seiner ganzen bisherigen Welt großentheils abgeschnitten zu werden. — Und wie wäre denn hier zu helfen? Offenbar durch nichts, als durch einen bessern Geist und eine bessere häusliche Erziehung, welche die jungen Leute weniger weichlich und dem Genuß ergeben machen, ihnen nicht so viele Freuden und Zerstreuungen vorhalten, sondern sie mehr zum Ernst und zu einer edeln Anstrengung ermuntern würden; und durch die Sorge der Eltern, alle ihre Söhne, auch in den Jahren nach der Schulzeit, mit solchen Studien oder Arbeiten zu beschäftigen, daß die Forderungen, die an den jungen Theologen gemacht werden müssen, nicht in einem so großen Abstand dagegen erschienen. — Eine dritte Ursache, die zuweilen einen Jüngling von dem geistlichen Stande entfernt, fließt aus einer reinern Quelle, und zeigt sich besonders bey solchen, die sich wirklich mit Eifer dem Studium der Wissenschaften ergeben. Es ist der Zweyspalt, in den sie dann manchmal mit ihren erworbenen Kenntnissen kommen, der Streit zwischen der Philosophie und dem christlichen Glauben, der auf Ansichten und Ueberzeugungen führen kann, die den Dogmen des

Christenthums zu widersprechen scheinen; so daß der, welcher sie gefaßt hat, nur die harte Wahl vor sich zu haben glaubt, entweder dem Beruf des Geistlichen entsagen oder ein Heuchler werden zu müssen, und nun natürlich lieber das Erstere wählt. *) Dieß liegt aber so ganz in der Zeit und in der Beschaffenheit der (wir möchten sagen — jüngstvergangenen) Theologie, daß von keiner Seite dagegen Hülfe zu hoffen ist, als

---

*) Das Studium der Theologie glich nun ferner nicht mehr dem gemächlichen Gang auf breiter, ebener Heerstraße, sondern dem beschwerlichen Irren in einem Labyrinthe, wo jeder Schritt mit mißtrauischer Vorsicht abgemessen werden und der Wanderer durch dichtes Rankengewirr und stechende Dornen sich durcharbeiten mußte, und am Ende doch nicht recht wußte, wo er war. Diese Gährung in der Theologie, diese Ungewißheit alles dessen, was man zu glauben oder zu verwerfen habe, dieses Hin- und Herwanken schreckte geradezu ab. Man traute sich selbst nicht, man hatte den Muth und die Kraft nicht, man zog sich furchtsam zurück, und wagte sich nicht in einen Stand, der einem Glaubenskampf entgegen führte, zu dem man weder Lust noch Kraft in sich spürte. Oder man sprang unüberlegt im raschen Feuer der Jugend hinein, ehe man seine Kräfte geprüft hatte, man folgte dem Strom der Zeit, betrat keck das Schifflein, das von stürmischen Winden gepeitscht auf tobenden Wogen dahinfuhr, und — litt Schiffbruch am Glauben. Wenige Glückliche vermochten durch das stürmische Meer sich hindurch zu retten, viele Unglückliche verloren ihr Alles. Und war denn der Glaube an die Göttlichkeit des Evangeliums verloren, so mußte entweder dieses auch seine Diener verlieren, oder sie mußten armselige Lohnknechte werden. Und darum wohl gingen so Viele von jener Zeit an hinter sich, weil sie nicht glaubten, daß Jesus Worte des ewigen Lebens habe. Joh. 6, 66 — 69.
(Vom Verfasser der frühern Anmerkungen.)

wieder von der Zeit selbst, von der Theologie, und einem tiefern Studium derselben, nach des großen Baco's Grundsatz: certum est atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheisum, sed pleniores haustus ad religionem reducere.*) Denn wer an der Freyheit des Lichts und der Gedanken mit gleich starker Liebe wie an der Lehre Jesu hängt, und fest auf den ewigen Sieg der Wahrheit vertraut, muß der nicht des Glaubens leben, daß jener Zweyspalt sich heben werde; und sieht er nicht wirklich in der Theologie der heutigen Tage die Keime einer schönen Vereinigung von Denken und Glauben? Geht ihm nicht die Hoffnung auf, es werde bald kein Jüngling mehr, der wahren Sinn für Religion hat, durch das freye Denken und das Studium der Philosophie vom geistlichen Stande abgeführt, sondern eher zu demselben hingezogen werden? Und so käme man hier wieder auf das Resultat, daß der Mangel an jungen Geistlichen nicht von Ursachen herrührt, denen durch specielle Verordnungen von Oben entgegengearbeitet werden könnte, sondern einzig von der Zeit Hülfe kommen muß. Es ergiebt sich aber auch die tröstliche Bemerkung, daß diese Hülfe vielleicht schon nahe ist, und aller Wahrscheinlichkeit nach jener Mangel eher ab- als zunehmen wird. Doch soll dieß den Wachsamen nicht einschläfern, sondern seine Aufmerksamkeit nur desto mehr auf die weitern und höhern Bedürfnisse des christlichen Lehramtes richten.

---

*) „Es ist gewiß und durch die Erfahrung bestätigt, daß ein leichtes Kosten der Philosophie vielleicht wohl zum Unglauben verleiten kann, ein tieferes Schöpfen hingegen zur Religion zurückführt."

2. Von den Mängeln der Geistlichen.

Diese Mängel können natürlicher Weise nie ganz allgemein seyn, sondern es sind immer nur Fehler der Einzelnen, und wenn sie es auch von der Mehrzahl der Geistlichen wären, so sind sie es doch nie ohne rühmliche Ausnahmen. Aber weil sie nicht nur den Einzelnen schaden, sondern der Wirksamkeit des ganzen Standes im Wege sind, so werden sie auch von außen herein mehr im Allgemeinen betrachtet und als Mängel der Geistlichkeit bezeichnet. Darüber wollen wir uns jetzt auch keineswegs beklagen, sondern aufrichtig in uns selber gehen, und sehen, welche Fehler man den Geistlichen vorhalten kann.

Am meisten ist es Ungeistlichkeit, die man uns vorhält, und wer könnte es läugnen, daß sie leider häufig genug vorhanden ist. Mangel an höherer Bildung, nicht sowohl in gesellschaftlicher, als vielmehr in wissenschaftlicher Hinsicht, und Mangel an dem, was man einen höhern Sinn nennt, was sich aber nicht wohl näher bestimmen läßt; eine gewisse Weltlichkeit, welche Zerstreuung und Freuden sucht, mehr als es überhaupt dem Menschen gut, aber besonders mehr als es für den Geistlichen geziemend und mit dem hohen Ernste seines Berufes vereinbar ist; und endlich eine Liebe zum Geld, die ihn eben so sehr von seinem Berufe abzieht, die seine Gedanken oft vorzugsweise auf das Einkommen richtet, die sich zuweilen durch Engherzigkeit äußert und selbst zu Niederträchtigkeiten herabläßt: das mögen die Hauptzüge jener Ungeistlichkeit seyn. Dann wird aber auch Vielen, denen man den geistlichen Sinn nicht absprechen kann, doch eine Lauheit vorgeworfen, ein Mangel an Eifer,

der verursacht, daß sie manche ihrer Pflichten vernachläßigen oder doch nur halb erfüllen, und bey weitem nicht so thätig sind und nicht so viel Gutes ausrichten, als sie könnten und sollten. Und nun kommen erst noch die Klagen über eigentliche und gröbere Fehler hinzu, über einen unwürdigen oder ganz unsittlichen Wandel, der leider hier und da offenkundig genug, oder gar faktisch erwiesen ist.

Solche Fehler kommen zwar, wie sich dieß vielfach beweisen ließe, jetzt nicht häufiger, sondern seltener als ehemals vor, und wenn man doch viel mehr davon hört, so rührt dieß nur daher, daß man die Forderungen, die man an den ächt christlichen Lehrer zu machen hat, jetzt viel deutlicher einsieht und daher auch viel höher stellt, und daß der Nimbus, der ehedem so Manches bedeckte, wie bey jedem andern Stande, so auch bey dem geistlichen verschwunden ist. Es ließe sich zur Entschuldigung sagen, daß man bey der geringern Zahl von jungen Geistlichen, besonders nach der Revolution, in der Wahl derselben nicht so strenge und vorsichtig habe seyn können, wie es nöthig gewesen wäre. Es ließe sich sagen, in einem Stande, der an 200 Glieder zähle, sey es kaum möglich, daß sich nicht auch schlechtere darunter befänden. Und überdieß sind jene Fehler nicht eigenthümliche Fehler des geistlichen Standes, sondern er hat sie mit jedem andern mehr oder weniger gemein. Aber weil sie bey keinem so stark in die Augen fallen, wie bey ihm; weil man sie bey jedem Andern zwar nicht billigen, aber doch eher übersehen kann, als bey dem Lehrer der Religion und der christlichen Zucht, dessen ganze Wirksamkeit sie zerstören; weil ein unmoralischer Pfarrer unmöglich ein guter Pfarrer seyn

kann: darum ist es über alles wichtig, daß dem Uebel gesteuert, ja es ist den Geistlichen selbst am meisten daran gelegen, daß der wahrhaft Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt werde. Und wenn nun doch jene angeführten Mängel noch näher untersucht werden sollen, so geschieht es nicht, um die Fehlbaren freyzusprechen, sondern nur um den Fehlern selber auf den Grund zu kommen, und zu sehen, auf welche Weise ihnen zuvorzukommen oder abzuhelfen wäre.

Die Quellen jener Ungeistlichkeit und des Mangels an höherm Sinn liegen zum Theil in unsern kirchlichen Einrichtungen selbst, sie lassen sich daher sehr natürlich erklären, und sind deßwegen Manchem viel weniger zu verübeln, als man es gewöhnlich thut. Die meisten unsrer jungen Geistlichen treten in ihrem 25. Jahre unmittelbar aus dem Studentenleben in ihre Berufsthätigkeit ein, und bleiben von da an auf dem Lande, ohne je wieder in den Kreis der gebildeten und wissenschaftlichen Welt zu kommen. Wie sollen sie nun zu der höhern Bildung gelangen, die erst in diesen Jahren erworben wird, wenn sie fern von aller aufgeklärten Gesellschaft in ein entlegenes Dorf zu wohnen kommen? Wie soll ihnen die geistige Weihe eines eigentlich wissenschaftlichen Sinnes werden, wenn sie fast von allen litterarischen Berührungen abgeschnitten sind, und oft auch ihre ökonomische Lage es ihnen unmöglich macht, sich diejenigen Bücher zu verschaffen, die ihnen den gelehrten Umgang ersetzen könnten? Ohnehin erhalten wohl die jungen Theologen auf unserer Akademie schon viel zu früh die entschiedene Richtung auf das Praktische, die ihnen den höhern Geist der Wissenschaft verbirgt, oder gar als leer und unnütz er-

scheinen läßt. Ist dieser aber bey ihrem Austritt aus der Akademie noch nicht in ihnen erwacht, und sie gehen nun gleich, ohne Zwischenraum, zur praktischen Laufbahn über, so wird er sich nachher wohl schwerlich und nur bey den Ausgezeichnetesten einfinden. Dieser Mangel an einem höhern wahrhaft theologischen Sinn ist denn also die erste und natürlichste Ursache der Weltlichkeit eines jungen Geistlichen. Hat er noch kein hohes Interesse für seinen Beruf, und nicht Lust und Liebe zu wissenschaftlichen Studien; so muß er nothwendig eine gewisse Leere empfinden, die ihn Zerstreuungen und Vergnügen suchen heißt, und das um so mehr, da er noch ganz in den Jahren ist, wo sie jedem Andern in vollem Maaße vergönnt sind. Wie leicht wird denn aber eine solche Richtung auch für die spätern Jahre zur Gewohnheit!

Indessen thut man doch manchem Prediger Unrecht, wenn man ihn so sehr dieser Weltlichkeit beschuldigt. Es möchte in diesem Punkte schwer für ihn seyn, die goldene Mittelstraße zu finden, und die Wünsche Aller zu treffen, nicht zu eingezogen und nicht zu zerstreut zu leben, und dem Vorwurf zu entgehen, dem sogar sein Herr und Meister nicht entging, Matth. 11, 18, 19. — Auch darf man es nie vergessen, daß die Familien der Prediger aus den gebildeten Ständen fast die einzigen sind, die ihr ganzes Leben, Jahr aus Jahr ein, isolirt auf dem Lande zubringen müssen. In der Stadt nimmt man es keinem Menschen, und vielleicht auch keinem Geistlichen übel, wenn er fast jeden Tag einige Besuche macht, und jeden Abend in irgend eine Gesellschaft geht, weil dieß so Gewohnheit ist, und nicht so viel Zeit auf einmal erfordert. Auf dem Lande hingegen, wo man Stunden weit aus-

einander wohnt, kostet es viel mehr Zeit seinen Nachbar zu besuchen, und man kann es nicht wohl anders einrichten, als ganze oder halbe Tage mit ihm zuzubringen; was denn, wenn es schon ungleich viel seltener geschieht, doch mehr in die Augen fällt. Daher der Vorwurf, daß die Geistlichen so oft auf der Fahrt seyen; und wenn es auch in der That hierin Mancher viel zu weit treiben mag, so sollte man sich im Ganzen doch nicht so sehr darüber aufhalten.

Was nun von dieser Weltlichkeit, und dann auch von dem Eckichten und Schroffen, das man einzelnen Landpredigern vorhält, auf Rechnung ihrer natürlichen Isolirung kommt, das wird schwerlich gehoben werden können. Demjenigen aber, was von dem Mangel an höherer Bildung herrührt, dem kann desto sicherer schon in den akademischen Jahren bey den jungen Theologen durch gründlichere Studien, durch Weckung eines wissenschaftlichern Sinnes und einer wahren Begeisterung vorgebogen werden, indem dadurch von selbst auch für die spätern Jahre ein mehr geistiger Verkehr unter den Predigern begründet wird.

Was die angeführte Gewinnsucht oder Liebe zum Geld anbetrifft, so rührt sie mehrentheils aus der allernatürlichsten Quelle, aus der des Bedürfnisses her. Es gibt im geistlichen Stande gar Manchen, der wenig oder kein eigenes Vermögen besitzt. Wenn nun ein Solcher durch Pfrundkauf*) und erstes Etablissement unvermeidliche Schulden gemacht und dieselben zu verzinsen hat, dabey aber doch noch fünf, sechs, vielleicht gegen zehn Jahre

*) D. i. die Summe, die für die letzte Bearbeitung der Güter, für Vorräthe und Hauszubehörden bezahlt werden muß, und die sich leicht in die Fr. 1000 und weit höher beläuft.

lang mit 1000 Franken Frau und Kinder erhalten soll; so glaubt man es ihm, auch ohne nähere Berechnung, daß er höchst sparsam und eingeschränkt leben muß, und gewiß kein sorgenfreyes Daseyn hat. Er kann also auf's stärkste dazu veranlaßt, ja wohl so viel als gezwungen seyn, mit Fleiß darauf zu sehen, wie er aus seinen Pfarrgütern den größtmöglichen Vortheil ziehen, durch Kostgänger oder eine Knaben-Pension etwas gewinnen, seine Accidenzien auf's Höchste treiben, oder seinen Angehörigen Geschenke entlocken könne u. dergl. Und haben einmal die Gedanken eines Mannes eine solche entschiedene Richtung genommen; so ist zu fürchten, sie werden sie auch dann noch behalten, wenn schon mit der Zeit die Veranlaßung dazu aufgehört hat. Vor diesem Abwege würde unstreitig ein edlerer und weniger am Irdischen hängender Sinn den Geistlichen am besten bewahren. Doch könnte und sollte auch von außen die nächste Ursache des Uebels gehoben werden, und zwar dadurch, daß man die Einkünfte, vorzüglich der jüngsten Prediger, um etwas vermehrte, und ihnen die erste Einrichtung erleichterte. Ferners wäre gut, wenn nirgends eine allzu große Ausdehnung der Pfarrgüter den Pfarrer ganz zum Landwirth machen könnten; und wenn das Accidenzienwesen so genau bestimmt würde, daß alle Vieldeutigkeit und alle Willkühr dabey wegfallen müßten. Und noch mehr möchten wir wünschen, daß öfter junge Leute von einigem Vermögen den geistlichen Stand wählten, wie es im Canton Zürich, Genf, Neuenburg u. s. w. der Fall ist, damit sie nicht genöthigt wären, so sehr auf Vermehrung ihrer Einnahme bedacht zu seyn.

Fragt man endlich, woher die Lauheit und der Mangel an Eifer auch bey manchem wohlgesinnten

und treuen Prediger komme; so läßt es sich nicht verbergen, daß eine gewisse Muthlosigkeit unter ihnen herrscht, ein unangenehmes Gefühl, daß es ihnen in ihrer Wirksamkeit an innerer Kraft und äußerer Unterstützung fehle; ein Gefühl, das sie unfehlbar in ihrem Streben und in ihrer Thätigkeit lähmen muß. Freylich hat Jeder, der mit redlichem Eifer thut, was er kann, sein lohnendes Bewußtseyn dafür; aber nur wenige Menschen sind über die Schwachheit erhaben, nicht noch andern Lohn und Aufmunterung von außen zu wünschen, und diese Aufmunterung fehlt den Geistlichen fast ganz. Was sie thun, liegt nicht vor den Augen der Welt, sondern ist mehr nur im Verborgenen da. Die Gemeinde eines Jeden ist nicht immer die gerechteste Richterinn über das, was er thut: wenn er es noch so redlich meint, und noch so eifrig ist, so kann er vielleicht in einer Nebensache Mißfallen erregen, und hat dann nicht einmal den Dank und die Liebe seiner Angehörigen zum Lohn. Außer der Gemeinde achtet aber fast Niemand auf den Prediger, und wenn er schon den besten Namen hat, so hat er sich doch, über diesen hinaus, nicht der mindesten Aufmunterung und keiner höhern Achtung zu erfreuen. Was aber manchem Geistlichen noch mehr die rechte Freudigkeit in seinem Amte benimmt, ist — daß jeder so ganz für sich allein da steht; daß ein eigentlich kirchliches Leben und eine anerkannte Gemeinschaft unter ihnen fehlt; daß sie sich, von der Anordnung der kirchlichen oder geistlichen Dinge so viel als ganz ausgeschlossen, in das Verhältniß von ziemlich untergeordneten Staatsbeamten versetzt, und so ihrer wahren Stellung entrückt und ihrem höhern Berufe entfremdet sehen. Daß also vorzüglich hier durch einige bessere Einrichtungen in unserm Kirchenwesen geholfen,

und namentlich dem geistlichen Stande mehr Antheil an der Leitung der Dinge, die seines Amtes sind, eingeräumt werde, dieß ist gewiß eins der höchsten und dringendsten Bedürfnisse desselben. Dieß würde unfehlbar mehr Thätigkeit, mehr Eifer und Leben unter die Geistlichen bringen, und dem ganzen Stande mehr Achtung vor sich selbst, mehr innern Werth und äußeres Ansehen geben. — Und nun ist nur noch die Ursache der minder treuen Erfüllung geistlicher Pflichten zu berücksichtigen, die darin liegt, daß mancher Prediger auf eine Weise mit Arbeit überladen ist, die es ihm unmöglich macht, Allem gehörig zu begegnen, und die noch öfter, durch die Menge der mehr weltlichen Geschäfte, den rechten Sinn für das Geistliche in ihm erdrückt. Dagegen gibt es aber wohl kein anderes sicheres Mittel, als die Verkleinerung allzu großer Gemeinden.

Dieses aufrichtige Bekenntniß und diese Untersuchung der Mängel des Predigerstandes führt uns also auf folgendes Resultat: wenn die Geistlichen theologisch höher gebildet, wenn sie mehr von Nahrungssorgen befreyt, wenn sie durch einige bessere kirchliche Einrichtungen neu beseelt, und weniger mit weltlichen Geschäften überladen wären; so würden sie unfehlbar geistlicher seyn, sie würden ihren hohen Beruf treuer erfüllen, und ihr Stand würde mehr geehrt, und also auch viel mehr gesucht werden. Demnach sind die Hauptbedürfnisse desselben, die jetzt noch weiter entwickelt werden müssen: 1.) eine wissenschaftliche Hülfe, 2.) eine finanzielle Hülfe, 3.) einige Verbesserungen im Kirchen-

wesen, 4.) Verminderung der allzu grossen Geschäftslast.

II. Besondere Entwicklung der angedeuteten Bedürfnisse und Hülfsmittel.

1. Von der wissenschaftlichen Hülfe.

Das wahre Bedürfniß ist hier eine tiefer gehende wissenschaftliche, besonders theologische Ausbildung der künftigen Geistlichen; d. h. nicht eine solche, die sie zu bloßen Gelehrten machen, sondern eine solche, die sie so weit in den höhern Geist des Christenthums und den Besitz der zu seiner weitern Erforschung und Anwendung unentbehrlichen Kenntnisse hineinführen soll, daß dasselbe Zeit Lebens ihr Höchstes und ihre liebste Beschäftigung sey. Hat der Jüngling beym Austritt aus der Akademie noch nicht Geschmack gewonnen an den theologischen Studien, so wird er schwerlich darin viel weiter fortschreiten, und wenn er es schon versuchen wollte, so wird er sich nicht recht zu helfen wissen, und immer zurückbleiben. Dieß ist aber nicht nur für ihn persönlich, sondern auch für seine ganze künftige Amtsthätigkeit ein unzuberechnender Schade. — Denn, wenn man schon zugeben muß, daß der einzelne Ungelehrte ein recht guter, ja selbst ein besserer Pfarrer seyn kann, als der geistlos Gelehrte, oder der wohl viele, aber nicht theologische Kenntnisse besitzt; so ist doch keinem Zweifel unterworfen, daß der nämliche Ungelehrte, der durch einen eifrigen Sinn und ein frommes Gemüth ersetzt, was ihm an Kenntnissen abgeht, ein noch viel besserer Pfarrer geworden wäre, wenn zu diesem Sinn und Gemüth noch theologische Bildung

hinzugekommen wäre. Nichts kann dem geistigen Wohl eines Landes so schädlich seyn, als viele ungelehrte Prediger, besonders dann, wenn es der religiösen Meinungsverschiedenheiten, Spaltungen und gefährlichen Irrungen so viele giebt, wie im gegenwärtigen Zeitpunkte: dieß lehrt die Kirchengeschichte deutlich genug!

Wie nun die theologische Bildung der jungen Geistlichen am schönsten geleitet werden könnte, das würde Stoff genug zu einer eigenen Abhandlung geben, und man fände viel Licht darüber in der trefflichen Schrift von Hüffell, über das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen, 2r Theil, Giessen 1823. Für jetzt gehört es aber nicht hieher, und muß dem höhern Ermessen unsrer akademischen Aufsichtsbehörde überlassen bleiben. Nur einige Bemerkungen seyen erlaubt.

Unfähige oder unsittliche Jünglinge sollten schon früh vom theologischen Studium abgewiesen werden, damit sie noch zu rechter Zeit eine andere Laufbahn wählen könnten, und nicht aus Mitleid über die versäumten Jahre endlich doch aufgenommen würden.

Das viele Unterrichtgeben der Studierenden, und die Urlaubjahre, die ihnen zugestanden werden, nehmen ihnen zu viel von der zu ihren Studien nöthigen Zeit weg, und reißen sie mitten aus den Cursen heraus, so daß der Studiengang nothwendig darunter leiden muß. Läßt sich das nicht ganz ändern, so sollte doch dem Uebermaß, besonders in Bezug auf weniger Ausgezeichnete, Schranken gesetzt, und der Studierende, der auf diese ihm nöthige Erleichterung Verzicht thäte, desto mehr auf

andere Weise unterstützt oder aus dem Mußhafen *) entschädigt werden.

Die Ordnung, in welcher die verschiedenen theologischen Fächer gelehrt werden, würde viel natürlicher seyn, wenn dieselben nicht die drey Jahre hindurch immer alle zugleich den Studierenden vorgetragen würden. Es sollten die jungen Theologen nicht gleich mit dem Praktischen anfangen müssen, sondern in den zwey ersten Jahren nur die reine oder theoretische Theologie studieren, und zwar auch diese in einer angemessen fortschreitenden Folgeordnung der Fächer, und erst im dritten sich zur praktischen wenden, aber mit dieser dann auch desto ausschließlicher sich beschäftigen, so daß sie in demselben ein eigentliches theologisches Seminarium bildeten.

Endlich sollte der Besuch auswärtiger Universitäten den Candidaten nicht nur nicht erschwert, sondern so viel möglich erleichtert werden, und zwar durch mehrere ausschließlich hiezu bestimmte Stipendien, die immer der Lohn des ausgezeichneten Fleißes seyn müßten. Wenn auch der Gewinn für die Wissenschaft hiebey nicht so groß wäre, wie er es doch immer seyn muß; so ist doch schon ein solcher Zwischenraum zwischen dem absolvirten theologischen Curse und dem Eintritt in die Amtsthätigkeit, welche sonst unmittelbar darauf folgt, hoch zu rechnen. Und auf jeden Fall wird der junge Mann durch vielfache Kenntnisse und Erfahrungen bereichert von seiner Reise zurückkommen. Zu besorgen ist aber dabey nichts, denn was auf deutschen Universitäten gelehrt wird, sind keine dort eingeschlossenen Geheimnisse, sondern ist in jedem

*) So heißt eine sehr bedeutende Stiftung zu Unterstützung der künftigen Geistlichen.

Buche zu finden; und im Gegentheil, es steht in einem Buche Manches viel schroffer und kälter da, als man es vernimmt, wenn man es aus des Lehrers eigenem Munde in seinem höhern Sinne auffassen lehrt. Und überhaupt, warum hierin so ängstlich seyn? Wird nicht durch die Aengstlichkeit selbst der Zweifel am ersten hervorgerufen? Wird er nicht noch viel kecker dadurch gemacht, wenn er sieht, daß man sich fürchtet, und ihm nicht mit festem Schritte entgegen gehen darf? Steht denn Gottes Wort nicht ewig fest, wird Christus nicht seine Kirche schützen, und die Wahrheit immer siegreich bleiben? Er, unser Herr, ist immer bey uns im Schiffe: und wenn sich schon ein Sturm erhebt, und das Meer ungestüm wird, und die Wellen des Unglaubens das Schifflein Christi bedecken und verschlingen zu wollen scheinen, Er bleibt ruhig, Er schläft. Nur seine Jünger zittern, und meinen unterzugehen; sie wecken ihn auf und sagen: Herr erhalte uns, wir verderben. Er aber antwortet ihnen: warum seyd ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Er steht auf, und schilt die Winde und das Meer; es kostet ihn nur ein Wort, so ist Alles wieder stille, Matth. 8, 23 — 27.

Ob dann, nach vollendeten Studien, für die theologische Fortbildung der Candidaten und selbst der angestellten Geistlichen, nicht durch Probepredigten, durch Preisfragen oder auf andere Weise viel Förderliches und Gutes gethan werden könnte, dieß ließe sich weiter bedenken, und sollte nicht ganz außer Acht gelassen werden.

2. Von der finanziellen oder ökonomischen Hülfe.

Das Bedürfniß sey hier bescheiden und nicht höher

gestellt, als auf ordentliches Auskommen; so daß der unbemittelte Prediger nicht genöthigt werde, entweder nach jeder möglichen Vermehrung seiner Einnahme zu trachten, oder sehr karg zu leben. Jenes raubt ihm den höhern und freyern Sinn, dessen er für sein Amt bedarf, dieses die Achtung des reichern Theils seiner Gemeinde; vor beydem muß er also gesichert werden, so viel dieß von außen möglich ist. Das rechte Maaß hierin drückt Schuderoff sehr richtig aus *): „Nicht auf Luxusaufwand „sey die Stelle berechnet, aber dafür sey gesorgt, daß „er nicht nur ein sorgenfreyes Daseyn führen, sondern „auch bey guter Wirthschaft seine geistigen Bedürfnisse „befriedigen, mit Anstand in gebildeter Gesellschaft er„scheinen und seinen Kindern eine standesgemäße Erzie„hung geben könne."

Dieß als das Bedürfniß anerkannt, mag man freylich noch einwenden, im Verhältniß zu dem Einkommen der weltlichen Beamten sey das der Geistlichen bey uns nicht zu gering. Allein man vergesse auch nicht, daß die Kirche ihr eigenthümliches Gut hat, und daß die Diener derselben, besonders die auf dem Lande, in andern Verhältnissen stehen, als die Beamten in der Stadt. Diese sind nicht so wie die Geistlichen genöthigt, ein eigenes Hauswesen zu führen, und sich, hauptsächlich deßwegen, schon früh zu verheyrathen, und Frau und Kinder zu erhalten; die Erziehung der Kinder vorzüglich ist ihnen weniger schwer, als sie auf dem Lande ist, von wo dieselben doch schon frühe nach der Stadt geschickt werden müssen, also bedeutende Kosten verursachen; und endlich

*) Schuderoff, Grundzüge zur evangelisch-protestantischen Kirchenverfassung ꝛc. Leipzig 1817. S. 89.

hat man in der Stadt gemeiniglich auch von der Wohlfeilheit des Landlebens einen zu hohen Begriff. Ferner stehen dem weltlichen Beamten in der Stadt neben seinem Amte oft noch andere Erwerbsquellen offen, oder er kann zwey und mehr Stellen zugleich bekleiden, oder er hat die Anwartschaft auf eine solche, die ihm später ersetzt, was er früher weniger hatte; während der Geistliche hingegen von seinem einzigen Amte leben muß, oder doch eben dem vorgebogen werden sollte, daß er sich nicht veranlaßt finde, noch andere Einkommenquellen zu suchen. Und wenn denn schon die geistlichen Besoldungen gegen die weltlichen in keinem bedeutenden Mißverhältnisse stehen, so ist es gleichwohl unläugbar, daß sie zum Theil wenigstens dem Bedürfnisse nicht entsprechen, und also auch hier geholfen werden muß. Auch ist dieß allgemein schon so bestimmt ausgesprochen und anerkannt worden, daß es mehr nur darum zu thun ist, wie am besten geholfen werden könnte.

Man hat dafür vorgeschlagen, eine gewisse Anzahl Pfarreyen aus dem jetzigen progressiven Einkommensystem herauszunehmen, und mit einem höhern fixen Gehalt zu bedenken. Dieß würde freylich etwas sehr Anlockendes haben, und manchem Jüngling eine schöne Aussicht gewähren. Aber es ist offenbar, daß dadurch dem wahren Bedürfnisse des ganzen Standes nicht im mindesten entsprochen, und der Zweck der finanziellen Hülfe durchaus nicht erreicht würde. Zugleich würde wahrscheinlich das höhere Einkommen die Inhaber dieser Pfarreyen auch zu einem größern Aufwande vermögen, dessen Beyspiel für die übrigen Pfarrer sehr nachtheilig wäre; oder es würde sich ein Unterschied zwischen einem höhern und niedern,

einem reichern und ärmern Clerus bilden, der nirgends weniger als in der ächt evangelischen Kirche statt finden darf. Anfänglich hätte man freylich dabey die schöne Absicht, das ausgezeichnete Verdienst auf solche Weise zu belohnen; aber wie leicht gerathen die Motive einer neuen Einrichtung mit der Zeit in Vergessenheit, und wie schwerlich wäre dann zu hoffen, daß diese reichern Pfarreyen immer die gerechte Belohnung des Verdienstes bleiben würden. Sollte vollends diese Maaßregel durch Einziehung der gegenwärtigen höhern Einkommen-Classen erzielt werden, so wäre sie sicher nicht eine Verbesserung, sondern eine offenbare Verschlimmerung des Zustands der Geistlichen, und wäre dem Dekret vom 7. May 1804 geradezu entgegen, das, wie es sich ausdrücklich auf den „Wunsch der Geistlichkeit“ beruft, nicht gegen den Wunsch der Geistlichkeit aufgehoben werden kann.

Jede Hülfe, die hier angewendet werden soll, muß eine allgemeine, dem ganzen Stande zu gut kommende seyn, und es darf kein Unterschied dabey statt finden, als etwa der zwischen Stadt und Land. Es dürften kaum je billigere Grundsätze der Einkommen-Vertheilung erdacht werden, als die, welche das gegenwärtige Progressivsystem aufstellt. Es hat die entschiedenen Vorzüge, daß es alle Geistlichen gleich hält, daß man weiß, was man hat, daß es ein mit dem Alter zunehmendes Einkommen gewährt, und daß es nie dazu veranlaßen kann, eine andere Pfarre zu suchen; auch ist es kaum zu bezweifeln, daß nicht die allermeisten Geistlichen mit den Grundsätzen dieses Systems völlig einverstanden seyn sollten. Die nöthige Vermehrung wird also am besten diesem System gemäß auszumitteln seyn. Nach demselben jedes Ein-

kommen der 168 (in dem letzten, vom Kirchenrathe sanktionirten, gedruckten Verzeichnisse enthaltenen) von der hohen Regierung gewählten Pfarrer gleich, und nur um L. 100 zu vermehren, würde aber schon die doch wohl zu große Summe von L. 16,800 erfordern. Man bescheide sich also nur da eine Vermehrung zu wünschen, wo sie am nöthigsten ist, nämlich bey den untersten Claßen, wo eine Haushaltung, in der doch schon mehrere Kinder seyn können, mit L. 1000 oder L. 1200 bestritten werden soll. Jede dieser zwey Classen enthält nach obigem Verzeichniß 27 Pfarrer. Das Einkommen der untersten Classe für jeden um L. 200 zu vermehren, brauchte also die Summe von L. 5400; das der zweytuntersten Claße um L. 100 für jeden, brauchte L. 2700; zusammen L. 8100. Die Progreßion wäre denn von unten herauf L. 1200 — 1300 — 1400 — 1600 u. s. w. wie gegenwärtig, und dieß unstreitig die zweckmäßigste und gewünschteste Vermehrung.

Eine andere nicht minder billige, aber nur partielle Einkommen-Vermehrung wäre die durch Zulagen für die Pfarrer der sehr großen Gemeinden. Sie wären die natürlichste Entschädigung für die viel schwerere Sorge und Arbeitslast, und würden die Pfarrer, die sich einmal einer solchen Last unterzogen hätten, am ersten vermögen, sie nicht nur auf kurze Zeit, sondern länger zu tragen, was den Gemeinden so vortheilhaft seyn müßte. Damit aber nicht ältere, den großen Gemeinden nicht mehr gewachsene Pfarrer dadurch bewogen würden, zu lange zu bleiben, so könnte man solche Zulagen etwa bey der Einkommen-Classe von L. 1600 aufhören lassen.

Sollten denn die Kirchengüter noch mehr ertragen, oder eine hohe Obrigkeit zu einem grössern Zuschusse ge-

neigt seyn, so wäre auch noch sehr zu wünschen, daß die Zahl oder der Betrag der Ruhegehalte vermehrt würde, damit Prediger, die ihre Altersschwäche fühlen, desto eher ihr Amt niederlegen könnten. Und auch das wäre schön, wenn dem jungen Geistlichen bey seinem ersten Amtsantritt, anstatt der unbestimmten Gratifikation, die er sich gewöhnlich vom Kirchenrathe erbittet, ein gesetzlich bestimmtes Aufzuggeld zuerkennt würde.

Ausser diesen direkten Zulagen und Vermehrungen möchte aber noch eine andere mehr indirekte finanzielle Hülfe für viele Geistliche wichtig und sehr wünschenswerth seyn; eine Hülfe, die sich nicht sowohl auf den Betrag, als auf die Art und den Bezug ihrer Einkünfte bezieht. Es ist der Wunsch, daß überall, wo in Einkommen-Sachen das Interesse des Staats und das Interesse der Geistlichen einander berühren, unsre hohe Regierung es sich zum Grundsatz machte, mehr großmüthig als streng finanziell zu verfahren. Sie ist der stärkere Theil, und bey dem ist ja immer die Großmuth zu suchen; sie ist der reichere Theil, und der soll also lieber selber verlieren, als zugeben, daß der ärmere etwas zu wenig erhalte. Dieß läßt sich nur an einigen Beyspielen deutlicher zeigen. Zuerst z. B. gehörte dazu, daß es anerkanntes System seyn sollte, die Pfarrgüter, deren geschätzter Ertrag von dem baaren Einkommen abgezogen wird, eher zu niedrig, als zu hoch zu taxiren; überall, wo sie zu hoch angeschlagen seyn möchten (wie dieß vorzüglich mit den Reben der Fall ist), sie billig herunterzusetzen; und es überhaupt gerne zu sehen, daß der Pfarrer auf seinen Gütern einigen Vortheil geniesse, weil für ihn

L. 50 oder 100 eine bedeutende Summe sind, für die Staatskasse hingegen nicht. Daß Abzüge zu Gunsten des Staats, die von der Behörde zu machen vergessen worden sind, von den Pfarrern nicht für viele Jahre nachgefordert, sondern ihnen gütigst erlassen würden: es wäre denn der Fall von offenbarer Verheimlichung derselben. — Daß andere Theile des Einkommens, bey denen der Geistliche Schaden leidet, und leicht in unangenehme Berührungen mit den Gemeindsgenossen kömmt, wie die Primitien an vielen Orten sind, ihm abgenommen, oder auf eine ihm weniger lästige Weise bezogen werden möchten. — Daß bey der Ausdehnung des Progreßivsystems auf Pfarreyen, die früher nicht in dasselbe gehörten, und namentlich der Leberbergischen, die unterste Einkommen-Classe nicht ausser allem Verhältniß zu den obern hätte vermehrt werden sollen, wie dieß doch geschehen ist, da seit Einführung dieses Systems, durch einen unrichtigen Grundsatz bey der Berechnung, die zweytoberste Classe nur von 24 auf 26, die unterste hingegen von 20 auf 27 Pfarrer vermehrt, und also der ursprüngliche Maßstab des Durchschnitts von L. 1600 verrückt wurde. Daß entfernte Grundstücke verkauft, oder zu große Pfarr-Domainen verkleinert würden ꝛc. ꝛc.

Doch es ist an diesen Beyspielen genug, um zu zeigen, daß in diesen und ähnlichen Dingen noch einige Abhülfe nöthig wäre, und wie sehr ein solches System der Großmuth den Geistlichen Zutrauen einflößen und den Beschwerden zuvorkommen würde, die noch hier und da von ihnen geführt werden.

3. Von einigen nöthigen Verbesserungen im Kirchenwesen.

Was hier Bedürfniß ist, ist es nicht nur bey uns, sondern in der ganzen evangelischen Kirche; überall fühlt man es, von der Ostsee bis an die Aar; an vielen Orten hat man ihm schon abzuhelfen gesucht, an andern ist man eben damit beschäftigt, oder denkt doch wenigstens darauf. Es paßt fast wörtlich auch auf uns, wie es Bretschneider *) von dem protestantischen Deutschlande ausspricht, und besonders als den Gegensatz zum katholischen bezeichnet: „Hier stehen die einzelnen Pfarrer in ihren Gemeinden zu isolirt; sie haben, ausser „wo man neuerlich Synoden eingeführt hat, keinen legalen Weg, um sich über die Angelegenheiten der „Kirche gemeinschaftlich zu berathen, kein Mittel um „nothwendige Verbesserungen des kirchlichen Zustandes „zur gemeinschaftlichen Betrachtung zu bringen, oder „den Staat darauf aufmerksam zu machen; sie waren „von den Landtagen nicht nur als Stand, sondern „auch für die Person in den meisten Ländern ausgeschlossen, was sie größtentheils noch sind, und mußten sich daher gefallen lassen, welche günstige oder ungünstige Beschlüsse der Staat über sie und über die „Kirche zu fassen für gut fand; sie sind von ihrem Oberbischofe, dem Fürsten, durch Minister, Consistorien und „andere Mittelspersonen getrennt, und an den meisten „Orten ist die Kluft unübersteiglich; sie haben bey der „kirchlichen Gesetzgebung gar keine, nicht einmal eine

*) Bretschneider, über die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protest. Deutschlande. Gotha 1820. Seite 69 und 126.

„berathende Stimme.“ — „Eine Summe tapferer Män„ner sind noch kein schlagfertiges Heer, und eine Summe „religiöser Wahrheiten sind noch keine das Leben beherr„schende Kirche: jene werden nichts wirken zum Schutz „des Vaterlandes, wenn sie nicht als Heer geordnet, „wohl gerüstet und gut geführt werden; diese werden „wenig Einfluß haben aufs Leben, wenn sie nicht in „einer wohl geordneten, gut geleiteten und mit der er„forderlichen Kraft gerüsteten Kirche erscheinen.“ Daß es dabey nicht um die Aufstellung einer neuen geistlichen Macht, nicht darum zu thun ist, sich der Oberaufsicht des Staats zu entziehen, oder gar sich in seine Angelegenheiten einzumischen, das zeigt die Beschaffenheit der geäusserten und bestimmt ausgedrückten Wünsche deutlich genug. Es ist nur darum zu thun, die äussern Hemmungen der geistlichen Thätigkeit aufzuheben, oder die ihr ungünstigen und sie lähmenden Verhältniße und Einrichtungen ihr günstiger und förderlicher zu machen. Wie könnte hier zu viel gethan werden, da es nie den Vortheil der Prediger, sondern nur den Segen des Predigtamtes erhöhen, und so jedem Einzelnen wie dem ganzen Lande zum Heil dienen kann? Und dem, der hier laut Besorgniße vor etwas Gefährlichem äussern möchte, dem sollte man nur antworten: wie weit er seinen Scherz noch treiben wolle?

Wird nun das angeführte allgemeine Bedürfniß in seiner Anwendung auf unsre besondern kirchlichen Einrichtungen betrachtet, so gehen daraus drey Haupterforderniße hervor: 1) eine festere Stellung der Amtsverhältniße der kirchlichen Behörden unter sich und gegen die bürgerlichen; 2) ein wirklicher und gesetzlich bestimm-

ter Antheil der Geistlichen an der Leitung der kirchlichen Dinge; 3) eine bessere Anordnung des Synodalwesens oder der Capitel.

1) Die Verhältnisse der geistlichen Behörden sind von so zarter Natur, daß eine Verrückung in denselben ziemlich unbedeutend, ja fast unmerklich scheinen, und doch sehr fühlbar seyn und nachtheilig wirken kann. So sind denn auch hier nicht große Veränderungen anzuführen, die in der Stellung der Geistlichen vorgegangen wären, sondern eben nur einige weniger merkbare Verschiebungen, die man aber nicht minder schmerzlich zu empfinden meint. Es konnte ja fast nicht anders seyn, als daß, bey dem Uebergang aus den alten in neuere Staats-Verhältniße, auch die der Geistlichen in eine gewiße Unordnung gerathen, und in derselben bleiben mußten, bis man es gut finden wird, sie wieder neu zu regeln und fester zu stellen. Und dieß wäre es gerade, was hier unter der ersten nöthigen Verbesserung zu verstehen ist.

Ehemals stand die Geistlichkeit in einigen Hinsichten unter dem Chorgericht zu Bern, in andern unmittelbar unter dem täglichen Rathe, und das Convent *) bildete eine Art von Kirchenrath, der also aus lauter Geistlichen bestand, und dem deswegen die Regierung alle rein-geistlichen Angelegenheiten zur Begutachtung oder Bearbeitung

*) Die Zusammenkunft der sechs Geistlichen am Münster, der drey Pfarrer an den drey andern Kirchen der Hauptstadt, und der Professoren der Theologie, unter Vorsitz des Dekans.

zuwies. Jetzt ist der hohe Kirchenrath, der mit Einschluß des Herrn Präsidenten, fünf weltliche und vier geistliche Beysitzer hat, die einzige Oberbehörde, der alle geistlichen wie auch alle Schul-Sachen zustehen, und durch die sie nur mittelbar an die Regierung gelangen, wenn es nöthig ist. Das Convent hingegen hat wenig andere Geschäfte mehr, als die Bestellung der Vikarien und die Schlichtung der Pfrundkaufstreitigkeiten. Die Dekane, welche die natürlichen Aufseher und geistlichen Väter der Pfarrer, und das Mittelorgan zwischen ihnen und der Regierung seyn sollten, haben für ihre schöne Würde zu wenig Einfluß und Wirksamkeit. Dagegen will es scheinen, als wäre den Herren Oberamtmännern in geistlichen Dingen zu viel Raum gegeben, und namentlich etwas von dem, was den Dekanen zukommen sollte. Ganz besonders ist das Verhältniß der Pfarrer zu den Oberamtmännern unbestimmt, so daß es einerseits oft zweifelhaft ist, in wie fern sie denselben untergeben seyn sollen, oder nicht, und auf der andern Seite ein Oberamtmann leicht, selbst ohne es zu wissen, seine Befugniß überschreiten kann. Aber auch das Verhältniß der Pfarrer zu den Gemeindsbehörden liegt in mancher Hinsicht im Dunkeln, und ist nirgends recht bestimmt was ihnen bey Kirchenbauten, wegen der Kirchengüter, in Schulsachen, bey der Wahl oder Beaufsichtigung eines Kirchmeyers, Chorweibels, Sigerists ꝛc. für Vollmachten und Pflichten zustehen oder nicht.

Wie es nun zur Wohlfahrt eines Hauses unendlich viel beyträgt, daß Alles in demselben wohl geordnet sey, und jedes Glied desselben seinen bestimmten Geschäftskreis habe; so müßte auch im Kirchlichen eine solche

schönere Ordnung sehr vortheilhaft wirken. Es dürften nur alle jene Verhältniße einer neuen Revision unterworfen, harmonisch geordnet und festgestellt werden. Dabey müßte aber das Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet seyn, daß Jedem das Seine gegeben, oder vielmehr gelassen, d. h. daß das Geistliche und Weltliche nicht durcheinandergemengt, sondern wohl von einander geschieden werde. Es gehören natürlich der Glaube und die Lehre, Predigt, Unterweisungen, Katechismen, Gottesdienst, Seelsorge rc. zu den rein geistlichen Dingen, während hingegen Verkündungs- und Ehesachen, das Verlesen, die Rödel, Einkommen- und Bau-Angelegenheiten mehr bürgerlicher Art und also nur gemischt geistliche Dinge sind. Und was wäre denn natürlicher, als daß bey jenen die Aufsicht und die Correspondenz mit dem Kirchenrathe einzig den Dekanen, in diesen hingegen diejenige mit den andern Regierungsbehörden den Oberamtleuten zukäme? Könnte dergleichen nicht am besten in einer Alles umfassenden, und uns gänzlich fehlenden Kirchenordnung bestimmt werden?

2) Noch viel wichtiger aber ist für die Geistlichen das Bedürfniß eines grössern, gesetzlich bestimmten Antheils an der Berathung und Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Sie haben keinen, als den, welchen die vier geistlichen Mitglieder des Kirchenraths geniessen. Wie gering ist aber derselbe, wenn man bedenkt, daß diese vier Glieder im Kirchenrathe nur die Minderheit ausmachen.

Ferner ist der Kirchenrath in wichtigern Dingen keine entscheidende, sondern nur eine vorberathende

Behörde;

Behörde; und zu derjenigen, von welcher die höhere Entscheidung dann abhängt, hat kein Geistlicher mehr den Zutritt, also auch keiner mehr Einfluß auf den weitern Gang des Geschäfts.

Wenn es aber für jede Sache wichtig ist, daß sie von Sachverständigen behandelt werde, so ist dieß vorzüglich hier in einem hohen Grade der Fall. Nach den Grundsätzen unsrer Kirche gilt in Religionssachen keine menschliche Autorität: nur das Wort und der Geist des Evangeliums sollen darinn entscheiden, und es müssen die Männer darüber befragt werden, die durch ihre Studien und ihren Beruf in dieses Wort und diesen Geist eingeweiht worden sind. Es sind auch kirchenhistorische Kenntnisse und eigene Erfahrungen dazu nöthig, die man gleichfalls in der Regel nur bey Geistlichen finden wird. Ja es müssen nicht bloß einzelne, sondern viele Geistliche, und zwar von Stadt und Land, zu solchen Berathungen zugezogen werden, weil es vorzüglich auf den reichen Austausch und die Vergleichung ihrer Ansichten, ihrer Kenntnisse und Erfahrungen ankommt, und weil sich dann auch am sichersten hoffen läßt, daß der rechte Geist über ihnen walten werde. Muß also nicht den hohen Staatsbehörden selbst am meisten, und zu ihrer eigenen Beruhigung viel daran liegen, daß die geistlichen Angelegenheiten, die sie entscheiden sollen, von den sachkundigen Geistlichen gründlich untersucht und bearbeitet seyen?

Ein anderer Grund, der noch hiefür angeführt werden muß, ist der, daß der gänzliche Mangel eines gesetzlichen Antheils an der Leitung ihrer eigenen und heilig-

sten Angelegenheiten die Geistlichen gegen jeden andern Stand der bürgerlichen Gesellschaft in den augenscheinlichsten Nachtheil setzt. Es ist der souveraine Rath des Cantons von dem jedes Gesetz, jede höchste Anordnung auch in geistlichen Sachen ausfließt. Wenn in den vorberathenden Behörden verschiedene Ansichten herrschten, oder irgend eine Meinung nur die Minderheit der Stimmen für sich gewinnen konnte, so beruft man sich auf die höhere Entscheidung des großen Raths, und sieht mit Zutrauen der gründlichern und allgemeinern Behandlung vor dieser aus 299 Gliedern bestehenden höchsten Behörde entgegen. Es ist daher alles daran gelegen, daß hier der rechte Geist herrsche, hier die wahren Ansichten geltend gemacht werden, hier Jeder seine Meinung und seine Rechte vertheidigen könne. Darum sind auch die Glieder jedes Standes der bürgerlichen Gesellschaft in diesen souverainen Rath wählbar, und es hat sich oft gezeigt, wie ein einziges, das aus tiefer Sachkenntniß und Erfahrung sprach, die ganze Versammlung über die Gegenstände seines Faches aufklären und von der Wahrheit seiner Meinung überzeugen konnte; nur die Geistlichen allein sind von diesem schönen Vorrechte ausgeschloßen. Es müssen alle obersten Richter, alle Finanz-, Justiz-, Kriegs- und weltlichen Kirchenräthe, alle Oberamtmänner Mitglieder dieser höchsten Behörde seyn; nur kein geistlicher Kirchenrath, kein Dekan, kein Pfarrer darf es seyn. Es sitzen Rechtsgelehrte, Arzneykundige, Militairs, Handelsleute, Landwirthe rc. in derselben, so daß bey den Angelegenheiten jeder Art immer Einige von denen, welche sie am nächsten angehen und sie am besten kennen, mitsprechen, rathen, vor falschen Maaßregeln warnen und das Beste ihres Standes verwahren können:

nur die geistlichen Angelegenheiten haben hier keinen Vertreter aus dem Stande, der sich zunächst mit denselben beschäftigt, nur sie werden ausschließlich von Nichtgeistlichen behandelt, nur die Prediger müssen alle sie und ihr Amt betreffenden Verordnungen annehmen, ohne auf die sie entscheidende Behörde nur den mindesten gesetzlichen Einfluß gehabt zu haben. Und so ist die Behauptung doch nicht unwahr, daß sie in dieser Hinsicht gegen alle andern Glieder der bürgerlichen Gesellschaft im augenscheinlichsten Nachtheil stehen; so ist der Wunsch nicht unbillig, daß dieser Nachtheil für sie aufgehoben, oder doch auf eine andere Weise für sie unschädlich gemacht werden möchte, und das Bedürfniß auffallend, ihnen einen gesetzlich bestimmten Antheil an der Berathung und Leitung der geistlichen Angelegenheiten einzuräumen.

Wie dieß möglich sey, ist eine leicht zu beantwortende Frage. Es könnte durch die Aufnahme von Geistlichen in den großen Rath geschehen; allein diese werden sie wohl selber nicht wünschen, weil sie nicht nach hohen Ehren trachten, weil es sie zu sehr in den Kreis des Weltlichen hineinziehen würde, und in ihrer Amtsthätigkeit stören könnte. Von den andern Wegen, auf denen dem Bedürfniß abgeholfen werden könnte, wäre aber sicher der einfachste der, daß durch ein Gesetz bestimmt würde: es solle keine wichtige Anordnung in geistlichen Sachen getroffen werden, sie sey denn der Geistlichkeit in den Capiteln zur Berathung oder zur eigenen Bearbeitung vorgelegt, und dann auf deren Gutachten hin noch einmal von der competenten Behörde behandelt worden; und es solle jede von einem Geistlichen in einem Capitel gemachte, und von der Versammlung der Behandlung

würdig gefundene Motion wenigstens bis vor den kleinen Rath, wenn nicht vor den großen gebracht werden. So könnte jeder Sachkundige in diesen wichtigen Dingen sein Licht leuchten lassen; es wäre zu hoffen, daß auf diese Weise nichts übereilt, nichts mißverstanden, nichts falsch beurtheilt würde; es hätte die entscheidende Behörde den Trost, von ihrer Seite Alles gethan zu haben, was zu einer gründlichen Behandlung gehörte. Es wäre die kräftigste Aufmunterung und das schönste Zeichen des Zutrauens und der Achtung, das unsre hohe Regierung dem geistlichen Stande gewähren könnte, und würde unfehlbar in demselben das innere Leben und das Gefühl seiner wahren Würde erhöhen. Freylich müßten dann auch die Capitel besser eingerichtet, und damit die Regierung nicht durch die Mannigfaltigkeit der, von den sieben Capiteln geäußerten, Wünsche und Meinungen eher verwirrt als aufgeklärt würde, müßte ein Generalcapitel oder eine Generalsynode eingeführt werden, deren Erkenntnisse, aus der Vergleichung und weitern Erörterung der verschiedenen Capitelsmeinungen hervorgehend, für die Ansicht der gesammten Geistlichkeit gelten könnte. Doch dieses ist ohnehin Bedürfniß, nämlich:

3.) Eine bessere Einrichtung unsers Synodalwesens. Es ist schon längst gefühlt und schon oft gerügt worden, daß unsere Capitel oder Synoden nicht das sind, was sie seyn könnten. Sie könnten das schönste Band der geistigen Gemeinschaft unter den Predigern seyn, der Ort ihrer brüderlichen Mittheilung und gegenseitigen Belehrung, und diejenigen Versammlungen, in denen, wie in

den ersten Jahrhunderten des Christenthums, alle wichtigern Angelegenheiten der Kirche und ihrer Diener berathen würden. Anstatt dessen sind sie fast einzig zur geistlichen Censurbehörde, und auch als solche großentheils zur wenig bedeutenden Formalität geworden. Ihre augenscheinlichen Mängel sollen uns zeigen, wie sie besser eingerichtet werden könnten.

Eben daß die Censur über die Geistlichen, als der einzige Hauptzweck der Capitelsversammlung angesehen wird, ist die Ursache der meisten ihrer Mängel. Die Versammlung ist auf einen einzigen Vormittag beschränkt. Von dieser Zeit nehmen nun die Berichte, welche die Visitatoren über jeden einzelnen Prediger zu geben haben, bey weitem den größten Theil weg. Dann erst wird, gleichsam wie zum Ueberfluß, gefragt, ob Jemand von den Anwesenden noch etwas zum Besten der Kirche vorzubringen habe? Um das, was nun vorgebracht werden mag, zu behandeln, bleibt jetzt höchstens noch eine Stunde oder etwas mehr Zeit. Auch kommen die Vorschläge, die Jeder zu machen das Recht hat, so unerwartet, daß man durchaus nicht auf eine gründliche Behandlung derselben vorbereitet ist. Es können die wichtigsten Dinge so vorgebracht, aber sie müssen auch so eilfertig abgethan werden, daß man zur Abstimmung gezwungen ist, ehe man sich nur hat besinnen, und zu einem klaren Bewußtseyn kommen können, ob man für oder wider die Sache gestimmt sey. Ist denn doch auf diese Weise Einiges für den Wunsch der versammelten Geistlichen erklärt, und zum Vortrag an die Regierung in die Akten gebracht worden; so gelangt es noch nicht sogleich an dieselbe, sondern zuerst an den Kirchenrath, der das Unbedeuten-

dere davon wegläßt, und nur das ihm wichtiger scheinende dem kleinen Rathe vorlegt. Das Capitel aber wird nie einer Antwort gewürdigt, und vernimmt nur dann etwas von dem Schicksal seiner Wünsche, wenn der eine oder der andere derselben eine höhere Verordnung zur Folge gehabt hat. Und endlich fehlt es den sieben Capiteln durchaus an aller Verbindung unter sich, sie stehen ganz isolirt da, ohne daß je eins von dem andern etwas vernähme. Wie unvollkommen diese Formen und Einrichtungen sind, muß besonders jedem Staatsmanne und jedem unsrer, an eine ganz andere Behandlung gewöhnten, Regierungsglieder auffallen, und man kann sich nicht sehr darüber verwundern, daß das Resultat meistens so unbedeutend ist.

Indessen könnte allen diesen Mängeln ohne sehr große Veränderungen abgeholfen werden, und dann ließe sich mit Zuversicht hoffen, daß in die veredelte Form auch ein höherer Geist einkehren werde; oder man hätte wenigstens Alles gethan, um ihm den Weg zu bahnen. An Zeit zu den Verhandlungen würde viel gewonnen, wenn man das Capitel nicht auf einen einzigen Tag beschränkte, sondern nöthigen Falls auf zwey oder drey ausdehnte; und wenn man von den Visitationsberichten, die ja schriftlich eingegeben worden sind, und deren mündliche Wiederholung also höchst unnöthig ist, nur diejenigen vorbrächte, die durch ihren Inhalt eine Berathung erheischten. Damit aber die übrigen zu behandelnden Gegenstände nicht so unerwartet kämen, damit man sie doch überdenken und sich darauf vorbereiten könnte, müßte Jeder, der einen Vorschlag zu machen im Sinne hätte, gehalten seyn, denselben einige Wochen vorher dem Dekan anzuzeigen. Dieser würde dann solche ihm angekündigte

Vorschläge, so wie auch seine eigenen, und die von der Regierung den Capiteln zugewiesenen Gegenstände, durch ein Traktanden-Cirkulare seinen Capitelsbrüdern zeitlich genug mittheilen. Und endlich sollte sich auch das Vorcapitel *) darüber besprechen und mündliche Gutachten abgegeben, oder wichtigere Dinge sollten auf das nächste Capitel verschoben, und durch besondere Commissionen begutachtet werden. Um dann ferner den sieben einzelnen Capiteln ein Band der Vereinigung zu geben, um ihre Berathung über allgemeine Gegenstände nicht einseitig zu lassen, vorzüglich aber um die ihnen von der Regierung aufgetragenen Geschäfte recht gründlich zu behandeln, und darüber zu einem wirklichen Schluß zu kommen, wäre ein Generalcapitel oder eine Generalsynode dringendes Bedürfniß, und ein schon oft geäußerter Wunsch. Diese Generalsynode könnte entweder aus der gesammten evangelischen Geistlichkeit des Cantons, oder, damit sie länger versammelt seyn könne, vielleicht besser nur aus den Dekanen und mehrern Ausgeschossenen von jedem Capitel, wenigstens von zehn Predigern einem, bestehen. An sie zunächst würden die Beschlüsse oder Gutachten der einzelnen Capitel gebracht, von ihr verglichen, neuerdings berathen und zu einem gemeinsamen Resultat geführt. Sie würde ihrerseits wieder den Capiteln Vorschläge machen, und Gegenstände zur Berathung aufgeben, deren Erfolg sie dann das nächste Mal vernähme. Sie könnte, nach Bedürfniß, längere Sessionen halten; sie könnte aus ihrer Mitte Commis-

---

*) Das ist — der Dekan und die geschwornen Visitatoren eines jeden Capitels, die am Tage vor der allgemeinen Versammlung zusammenkommen.

sionen wählen, um schwerere Gegenstände bearbeiten und sich dann wieder vorlegen zu lassen, und so die wichtigsten Dinge behandeln. Ihre Anträge und Wünsche müßten dann aber auch einer hohen Regierung ganz und unverändert vorgebracht werden, und diese es sich zur Pflicht machen, darauf zu antworten, auch wenn sie es nicht für gut fände in dieselben einzutreten, wie man ja Jedem antwortet, wenn er Einem schreibt. Wie viel schöner wäre dann nicht diese Form, wie viel Bedeutendes könnte da gewirkt werden, und besonders wenn die Regierung jede allgemeine Anordnung zuerst so durch die Special- und Generalsynoden durchgehen ließe, ein wie viel regeres Leben würde dann in die fast abgestorbene Gestalt kommen!

Und daß das Alles nicht etwas Neues, nicht etwas bloß Idealisches und nirgends wirklich Vorhandenes sey, wird nur ein leichter Blick auf nahe und entferntere kirchliche Anordnungen zeigen. Der Berner Synodus von 1532, oder Ordnung, wie sich die Pfarrer und Prediger zu Statt und Land Bern halten sollen, sagt S. 79: „Damit wir nun by sölicher Christenlicher übung blyben „mögen, soll alle Jar uff den Meytag ein Synodus aller „Pfarrer von Statt und Land gehalten werden, in dem „man auch gedachten innhalt sölle erfrischen. Zu dem „so wöllen wir zwey Capitel järlich halten.“ Im Canton Zürich hat der Kirchenrath einen Geistlichen, den Antistes, zum Präsidenten, und zu Mitgliedern vier Regierungsglieder, vier Professoren und noch acht andere Geistliche; dieser nämliche Körper mit Zuzug der 9 Dekane und 4 Pfarrer ab der Landschaft machen den größern Kirchenrath aus; und die gesammte Geistlichkeit versammelt

sich jährlich auf zwey Tage zur Synode. In den Cantonen Neuenburg und Genf macht die ganze Geistlichkeit unter dem Namen la vénérable Classe oder Compagnie des Pasteurs ein eigenes Collegium aus, das alle geistlichen Angelegenheiten leiten, und selbst die Pfarren besetzen soll. Im Canton St. Gallen ist der Kirchenrath der Synode untergeordnet, und von der letztern heißt es: „Die evangelische Synode ist der eigentliche Repräsentant der evangelischen Kirche des Cantons, und diejenige Behörde, die über alles, was den öffentlichen Religionsunterricht, den Gottesdienst und andere kirchliche Einrichtungen und Ordnungen betrifft, beschließt.“ Im Canton Aargau ist im Juny 1821 ein Generalcapitel eingeführt worden. Im Königreich Preussen kömmt die kirchliche Verfassung, wie die bürgerliche, nur langsam zu Stande, und doch wurden schon im Jahr 1819 zuerst Kreissynoden aus allen Pfarrern, und dann Provinzialsynoden aus dem Superintendent und einem gewählten Pfarrer jeder Kreis-Diöcese bestehend, versammelt, denen der König die vom Ministerium entworfene neue Synodalordnung und neue Kirchenordnung vorlegen ließ, und sie zu Berathung derselben, wie zu eigenen ähnlichen Entwürfen aufforderte. In Baiern soll sich, nach dem Edikt von 1818, in jedem Dekanate jährlich eine Diöcesansynode, und dann für den ganzen Consistorialbezirk alle vier Jahre eine Generalsynode versammeln, die aus einem gewählten Geistlichen von jeder Diöcese und auch einigen weltlichen Gliedern besteht, wie sie erst vorigen Herbst zu Ansbach und zu Baireuth 14 Tage lang ihre Sitzungen gehalten haben, als deren Frucht eine neue Kirchenordnung, ein neuer Katechismus und eine neue Agende zu erwarten

sind. Im Würtembergischen finden auch Synoden statt, werden aber nicht in bestimmten Perioden zusammenberufen. Im Badischen sollen, nach der neuen Kirchenverfassung von 1821, alle drey Jahre die Diöcesensynoden zusammenkommen, an deren Statt in den beyden andern Jahren eine Pfarrsynode, welche die wissenschaftliche und sittliche Fortbildung der Geistlichkeit zum Zweck hat, und ein Schulconvent sich versammeln; die Generalsynode repräsentirt die gesammte evangelische Landeskirche, und wird ausgeschrieben, so oft das Bedürfniß und die Ordnung der Kirche, nach dem Gutachten der obersten Kirchenbehörde, und besonders nach dem Inhalt der Specialsynodal-Protokolle, es erfordern mag; wie denn diese Generalsynode eben die Vereinigung der beyden protestantischen Confessionen bewerkstelligt, verschiedene kirchliche Anordnungen bearbeitet und einen neuen Katechismus noch in Arbeit hat. In mehrern dieser Länder nehmen die Geistlichen auch an den Ständeversammlungen Theil, im Würtembergischen und im Braunschweigischen erscheinen sie als Stand, im Baierischen, im Hessischen und wenn wir nicht irren auch im Badischen sind sie unter die Zahl der Abgeordneten wählbar, und nicht selten gewählt. So haben die nämlichen Bedürfnisse an vielen Orten auf die nämlichen Verbesserungen geführt, und fast im ganzen protestantischen Deutschland fängt das Kirchenwesen an eine schönere und ehrwürdigere Gestalt zu gewinnen.

4. Von einer nöthigen Verminderung der allzu grossen Geschäftslast mancher Geistlichen.

Sie wird nicht gewünscht um den Predigern ein bequemeres Leben zu verschaffen, sondern einzig um den

Segen ihres Amtes zu erhöhen, und ihnen eine recht treue Erfüllung ihrer Pflichten möglich zu machen. Will sich der Pfarrer nicht damit begnügen, nur den Buchstaben der ihm vorgeschriebenen Ordnung zu erfüllen, d. h. jeden Sonntag auf die Kanzel zu steigen, seine drey oder vier Unterweisungsstunden zu halten, und hier und da eine Schule oder einen Kranken zu besuchen; will er mehr thun als das, und dem Ruf seiner innern Stimme, und dem wahren Geist seines Amtes gemäß der treue Hirt seiner Angehörigen werden: so darf seine Gemeinde durchaus nicht zu ausgedehnt seyn, besonders dann nicht, wenn er selbst nicht mehr jung ist. Seine Wirksamkeit hängt größtentheils von den mehr oder weniger engen Verhältnissen ab, in denen er mit seinen Angehörigen steht. Je schlaffer das Band, das ihn an seine Gemeindsglieder anschließt, je weniger es möglich ist, sie alle zu kennen und in das Innere ihrer Haushaltungen zu schauen; desto weniger kann er leisten, wenn er es noch so ernstlich wollte. Aber wie soll es möglich seyn mit 3 — 5000 Menschen in einem so engen Verhältnisse zu stehen, wie das eines Seelsorgers seyn muß; wie soll es möglich seyn 6 — 12 oft stundenweit entfernte Schulen wohl zu beaufsichtigen, und das in der nämlichen Jahrszeit, wo man mitten im Tage die Unterweisungen haltet; wie soll es möglich seyn bis und über 100 Kinder zu unterweisen, die jährlich die Erlaubniß zum heil. Abendmahle erhalten; wie soll es möglich seyn, unter solchen Verhältnissen, auch nur halb zu leisten was man möchte? Es ist nicht übertrieben wenn man sagt, daß der Pfarrer einer grossen Gemeinde, wie es deren mehrere in unserm Lande giebt, nur um seine Schulen gehörig und wirksam beaufsichtigen, und seine Kranken fleißig besuchen zu

können, den ganzen Winter über fast keinen Nachmittag zu Hause seyn dürfte. Und nun kommt erst noch die Menge der Audienzen, welche er zu geben hat, und die in grossen Gemeinden ans Unglaubliche grenzende Menge von Schreibereyen aller Art, welche er theils von Amtswegen besorgen muß, theils den Leuten, wenigstens den Armen nicht wohl abschlagen kann. Der Prediger einer der grössern, aber doch bey weitem nicht von den größten Gemeinden hat berechnet, daß das, was er jährlich in seine Kirchenbücher und das Chorgericht-Manual einschreibt, ungefähr 70 Folioseiten beträgt, wovon jeder Name genau registrirt seyn muß. Nimmt man dazu noch alle auszufertigenden Scheine, alle chorgerichtlichen Aktenauszüge und Schreiben, die ganze amtliche Correspondenz, besonders in Ehesachen, und endlich alle Briefe, die man für die Armen schreibt; so kann man sich einen Begriff von diesem so ganz ungeistlichen Geschäftszweig eines Pfarrers machen, und kann es begreifen, daß mancher fast mehr das Leben eines Schreibers als das eines Seelsorgers führt. Daß in kleineren Gemeinden das Alles leicht geht, das versteht sich von selbst; aber in grossen desto weniger. Wenn der Pfarrer, in solchen grossen Gemeinden, ohnehin weder sich selbst noch den hohen Ansprüchen seines Amtes ganz zu genügen im Stande ist, auch wenn er seine gesammte Kraft und Zeit auf den einzigen Hauptpunkt, den Dienst des Evangeliums, verwenden will und kann; wie viel weniger noch wird es ihm möglich seyn, wenn er überdieß noch alle Augenblicke gestört, und ihm die Hälfte seiner Zeit durch jene Schreibereyen geraubt wird, wegen deren genauer Besorgung ihm die Gesetze eine viel strengere Verantwortlichkeit auflegen, als wegen der treuen Erfüllung seiner eigentlich geistlichen Pflichten. Wer

wird sich nun noch wundern, wenn diese letzteren durch jene ersteren leiden, und um so gewisser leiden müssen, je weniger es geläugnet werden kann, daß solche fast mechanische, so unbeliebige und dem eigentlichen Amt so fremde Geschäfte immer mehr den Geist tödten und den rechten Eifer kühlen. Es ist von dieser Seite in den allzu grossen Gemeinden, sowohl durch die Unmöglichkeit, sie recht zu besorgen, als durch die Ueberladung mit ungeistlichen Beschäftigungen, der Wirksamkeit auch des ausgezeichneten Predigers ein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt; und wie mancher von weniger hohem Geiste bleibt dann gerne innerhalb dieses Dammes, und gewöhnt sich, seine Thätigkeit nur auf das Unerläßliche zu beschränken, und zu meinen, er habe nichts zu thun, wenn er nicht viel zu schreiben hat! Es ist also für den Segen des Predigtamtes und des geistlichen Standes ein dringendes Bedürfniß, hier eine Abhülfe zu suchen; und das um so eher, da das Uebel, mit der zunehmenden Population, auch selbst immer mehr zunimmt.

Diese Hülfe ist nur auf zwey Wegen möglich, entweder durch Verminderung der den Pfarrern aufgetragenen Geschäfte, oder durch Vermehrung des Personals, das diese Geschäfte zu besorgen hat. Eine Verminderung der Geschäfte kann sich aber durchaus nicht auf das eigentliche Amt des Geistlichen beziehen, nicht auf seine Lehrer- und Seelsorger-Pflichten, denn von diesen kann ihn sein Beruf und sein Gewissen nicht entbinden, wenn es schon die Gesetze thäten. Sie könnte nur in jenen bloß halb geistlichen oder ganz weltlichen Dingen eintreten, die dem Pfarrer als einem bür-

gerlichen Beamten aufgelegt sind, denen er sich als Führer der Kirchenbücher, als verantwortlicher Wächter über die Heirathspolizey, als Aktuar des Chorgerichts u. s. w. zu unterziehen hat. Aber auch hier findet sich, bey einer genauern Prüfung, nur wenig, das ihm erlassen oder ihm abgenommen und einem Andern übertragen werden könnte. Nur das Chorgericht-Manual führt er doch gar nicht von Amtswegen, sondern (nach Predikanten-Ordnung Seite 42. und Ehegerichts-Satzungen Seite 82.) einzig in Ermanglung eines bestellten Schreibers: und da es jetzt fast überall ordentliche Gemeindsschreiber und Notarien giebt, so sollte in grossen Kirchspielen diese Last den Pfarrern abgenommen, und die Gemeinde dazu angehalten werden, einen eigenen Schreiber für das Chorgericht zu bestellen; oder es sollte wenigstens jeder Pfarrer das Recht haben, dieß zu verlangen. Je kleiner indessen die hier mögliche Verminderung der Geschäfte ist, desto wichtiger ist es dafür, daß doch den Pfarrern nicht noch mehr dergleichen aufgelegt werde, und sie müssen sich aufs feyerlichste dagegen verwahren, wenn sie nicht immer mehr ihrem eigentlichen Amte entrückt werden sollen.

Vermehrung des Personals der Geistlichen bleibt also immer gleich dringendes Bedürfniß, wenn nicht in allzu grossen Gemeinden die Wirksamkeit des Pfarrers gehemmt und die Seelsorge vernachläßigt werden soll. Wie aber sie bewerkstelligen? das ist keine so leichte Frage! Im Würtembergischen wird jedem Pfarrer einer sehr grossen Gemeinde ein beständiger Vikar oder Gehülfe zugegeben, ein Verhältniß das bey uns dem des Helfers von Ober-Dießbach ähnlich seyn mag. Allein

da hat dann die Heerde zwey Hirten, die untereinander recht einig seyn müssen, wenn nicht schädliche Collisionen entstehen sollen. Auch wird dabey unausweichlich der dem Vikar oder Helfer anvertraute Theil der Geschäfte und der Gemeinde dem Pfarrer allmählig fremd, und der Helfer bleibt doch nicht lange genug in seiner Stelle, daß dieser öftere Wechsel nicht Nachtheil bringen müßte. Eine solche Einrichtung wäre daher immer nur ein Nothbehelf, ein schwaches Palliativ, und die einzig mögliche gründliche Hülfe besteht in Verkleinerung der allzu grossen Gemeinden durch Stiftung neuer Kirchensätze, oder gleichförmigere Abgrenzung der Kirchspiele.

Es giebt Kirchgemeinden, wie z. B. Gsteig bey Interlacken, Frutigen, Ober-Dießbach, Höchstetten, Könitz, Herzogenbuchsee u. s. w., die von einer solchen Ausdehnung sind, daß ohne weiters wenigstens zwey daraus gemacht werden könnten und sollten. Es giebt grosse Kirchspiele, die ganz kleine neben sich haben, welche vielleicht nicht viel mehr Hunderte als sie selbst Tausende von Angehörigen zählen; so daß einzelne Stücke von den grössern abgeschnitten und den kleinern zugetheilt werden könnten und sollten. Solche Veränderungen werden nun freylich gewöhnlich als etwas angesehen, das zu viel Schwierigkeiten habe, als daß es ausführbar wäre. Aber es ist einmal Nothsache geworden, und da muß man schon trachten, die Schwierigkeiten zu überwinden. Man hätte das Bedürfniß davon wahrscheinlich schon längst stärker gefühlt, wenn man nicht zu Stadt und Land in solchen Dingen viel gleichgültiger geworden wäre. Das Beyspiel älterer Jahre zeigt es vielfach, daß die Gemeinden selbst solche Theilungen verlangten und

zu bewerkstelligen suchten, und daß man die Sache viel leichter ausführbar fand, als man sie sich jetzt vorstellt. Von ungefähr 200 Jahren wurde Wattenwyl von Thurnen abgesöndert, und zu einer eigenen Kirchgemeinde gemacht. Im Jahr 1699 geschah das Gleiche mit Zimmerwald, das früher zur Kirchhöre Belp gehört; wenig später mit Heimiswyl, das zu Burgdorf gehört; und wieder nicht lange nachher mit Schwarzeneck, das zu Steffisburg gehört hatte. Im Jahr 1670 wurde der Bezirk von Seftigen von dem Kirchspiel Kirchdorf weggenommen und zu demjenigen von Gurzelen geschlagen; später Kienersrütti von Amsoldingen abgelöst, und zu Kirchdorf hinzugethan; und erst in diesem Jahrhundert die Gemeinde Höchstetten, die einen Theil der Kirchhöre Seeberg ausgemacht hatte, derjenigen von Koppigen einverleibt. Dieß sind Beyspiele die uns nur zufällig bekannt geworden sind, und die sich wahrscheinlich noch mit vielen andern vermehren liessen. Wenn also solche Theilungen grosser Kirchgemeinden, und bessere Abrundungen derselben mit nahen kleinern schon so oft möglich gewesen sind, warum sollten sie es nicht noch ferners seyn, und wo sind denn nun die Hindernisse, die man nicht übersteigen könnte, wenn man es ernstlich will? Und diese Verkleinerungen allzu grosser Kirchspiele werden endlich auch noch dadurch erleichtert, da ja fast jedes ohnehin in mehrere Viertel oder Dorfgemeinden zerfällt, so daß ein solcher Viertel oder eine einzelne Dorfgemeinde zum Kirchspiel erhoben, oder von einem Kirchspiel zum andern verlegt werden könnte, ohne dabey etwas von ihrer Selbstständigkeit zu verlieren.

Werfen wir nun einen Rückblick auf das Ganze dieser angeführten Bedürfnisse des geistlichen Standes, so zeigt es sich gleich, daß die vorgeschlagenen Hülfsmittel nicht alle von solcher Art sind, daß sie auf einmal, und durch eine einzige Verordnung in Anwendung gebracht werden können. Es sind einige derselben so beschaffen, daß sie nur langsam und nur im Verlauf der Zeit zur Wirksamkeit zu gelangen vermögen. Aber deßwegen darf man nicht von ihnen absehen, sondern sollte sie nur desto schärfer im Auge behalten, um ihnen, wie es die Zeit und die Umstände erlauben, immer mehr den Weg zu bahnen. So, die nöthige Verkleinerung der übermäßig grossen Gemeinden, sie kann nur sehr allmählig verwirklicht werden; so, die Feststellung aller unbestimmtern kirchlichen Verhältnisse, man kann sie nur mit grosser Behutsamkeit vornehmen; so, die bessere Bildung der jungen Geistlichen, sie kann nie durch eine einzige Erkenntniß abgefertigt seyn, sie muß in dieser Sache das höchste und unabläßige Augenmerk unsrer hohen Obrigkeit bleiben, man darf nie meinen, Alles dafür gethan zu haben. Hingegen das meiste Uebrige könnte ohne Umstände eintreten, und namentlich eine verbesserte Capitelsordnung sogleich angebahnt werden, und vielleicht am besten dadurch angebahnt werden, daß die Capitel selbst aufgefordert würden, sich mit einer solchen zu beschäftigen, und dann eine eigends hiefür zusammenberufene Generalsynode die Meinungen der Capitel über einen so wichtigen Gegenstand nochmals durchgienge.

Könnten nun diese Ansichten die Stimme des Publikums für sich haben, und wären sie so glücklich, den Beyfall unsrer hohen Landesväter zu erlangen; würden so

aus aller Kraft die nöthigen Mittel angewendet, um den Bedürfnissen der Geistlichkeit abzuhelfen, und den wahren Mängeln des Standes zu steuern: dann wäre dieß das schönste und unzweydeutigste Zeichen des Ernstes und der hohen Wichtigkeit, der auf diesen Theil des allgemeinen Wohls gelegt wird. Wäre so von aussen und von oben herab alles geschehen, was von dieser Seite zum Heil des Evangeliums geschehen könnte; dann würden die Diener desselben auch mit neuer Freude und mit neuem, verdoppeltem Eifer ihr heiliges Werk treiben. Sie hätten dann keine Entschuldigung mehr von Hindernissen, die ihnen in den Weg gestellt seyen. Es wäre dann gar nicht mehr zu verantworten, wenn sie nicht auch von innen sich stark zu machen, nicht auch ihrerseits Alles zu thun suchten, wodurch ihre Wirksamkeit erhöht, und der Segen ihres Amtes vergrössert werden könnte. Und hätte sich dann ihr Stand so von aussen und innen recht gehoben, und wäre im höchsten Sinne des Worts ehrwürdig geworden; müßte sichs denn nicht auch jeder Bessere zur Ehre anrechnen, demselben anzugehören, oder seine Söhne in denselben eintreten zu sehen!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Verbesserung des geistlichen Standes im protestantischen Theile des Cantons Bern

Bern 1824

Polem. 3035,25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10777819-1